

Enthüllt: Traumsaläre für Schweizer Entwicklungshelfer

DIE WELTWOCHEN



Nummer 25 – 23. Juni 2016 – 84. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

Reizfigur:
Alex Baur über
den SVP-Asylpolitiker
Andreas Glarner

4 194407 006904
25



Hymne auf die Briten

Die Genialität des Eigensinns

WELCOME TO OUR WORLD



AVENGER BANDIT

Im Zentrum der extremsten Missionen stehen aussergewöhnliche Männer, die täglich Spitzenleistungen erbringen und für ihre Sicherheit nur den leistungsstärksten Instrumenten vertrauen. Im Zentrum der extremsten Missionen steht auch die Avenger von Breitling. Alle Avenger-Modelle stehen für Kraft, Präzision und Funktionalität. Sie sind ultrarobust und von 100 bis 3000 Meter wasserdicht. Die Automatikwerke dieser authentischen «Instruments for Professionals» sind von der COSC als einziger auf einer internationalen Norm basierenden Referenz für Zuverlässigkeit und Präzision Chronometer-zertifiziert. Willkommen in der Welt der Extreme. Willkommen in der Welt von Breitling.


GÜBELIN
JUWELN • UHREN


BREITLING
1884

INSTRUMENTS FOR PROFESSIONALS™

Heute Donnerstag treffen die Briten eine historische Wahl: Austritt aus der EU? Oder Verbleib in der Union? Die *Weltwoche* berichtet seit Wochen aus verschiedenen Blickwinkeln über das Referendum. In dieser Schicksalsstunde klam-



Wunderbare Freundschaft: Autor Delingpole.

mern wir den Brexit aus. Stattdessen verneigen wir uns vor diesem famosen Volk, dem fernen, das uns eigentümlich nah ist. Die Schweizer mögen die Insel ausserhalb Europas. Weil wir selber eine Insel in Europa sind. Wir ergründen die Ursprünge des fruchtbaren Austauschs unserer beiden Völker: vom heiligen Beatus, von Charles Dickens und der Erfindung des Alpinismus über die Kirchenfeldbrücke bis zu Churchill und Frankenstein. Wir erklären, warum die Briten komischer sind als der Rest der Welt, und besuchen den Ground Zero der Britpop-Explosion. Zur Krönung unserer Ode an Britannien kommen zwei Briten selbst zu Wort. Der renommierte Historiker Andrew Roberts führt aus, warum es reichlich Anlass gibt, die glorreiche Zeit des *British Empire* hochleben zu lassen, statt sich – wie es dem Zeitgeist entspricht – dafür zu schämen. Und Kolumnist James Delingpole beschreibt in seinem Schweiz-Tagebuch, wie – zwischen Schwingfest und Berner Reithalle – eine wunderbare Freundschaft zu unserem Land gediehen ist, deren Zauberformel lautet: «Freiheit, eingebunden in Tradition, Augenmass und Integrität». **Seite 16–31**

Anfang Woche überschlugen sich die Ereignisse. Nachdem der Aargauer Nationalrat und SVP-Asyl-Strategie Andreas Glarner seinen Twitter-Account wegen eines Shitstorms ge-

schlossen hatte, machte Facebook aus demselben Grund seine Seite vorübergehend dicht. Im Netz tobten wilde Wortschlachten. Wie kommt es, dass dieser unscheinbare, freundliche Ammann aus Oberwili-Lieli, den vor wenigen Monaten noch kein Mensch ausserhalb des Aargaus kannte, derart polarisiert? Redaktor Alex Baur hat in der 2200-Seelen-Gemeinde auf dem Mutschellen recherchiert, er sprach mit Freunden und Feinden und traf Glarner zu einem Gespräch. Glarner sprach vergnügt und mit entwaffnender Offenheit über sein bewegtes Leben, seine Beweggründe, seine Ziele. Baur rekonstruiert den eigentümlichen Weg eines Kämpfers, der den Widerspruch sucht und aus dem Widerstand Kraft schöpft. **Seite 38**

Den Terror spürt man nur an Bord der Swiss-Maschine nach Istanbul. *Weltwoche*-Reporter Wolfgang Koydl konnte sich kaum erinnern, wann er das letzte Mal in einem so leeren Flugzeug gesessen hatte. Nicht mehr als zwanzig Personen verloren sich in der Kabine einen Tag nach dem letzten tödlichen Bombenanschlag. Istanbul selbst ist zu diesem Zeitpunkt längst wieder zur Tagesordnung übergegangen. Die Metropole ist riesig, der Bombenanschlag hätte ebenso gut in einer anderen Stadt stattfinden können, und Terror kennen die Türken schon von der kurdischen Gruppierung PKK aus den achtziger Jahren. Dass Istanbul gleichwohl ruhiger und verkehrsrärmer scheint, liegt am Fastenmonat Ramadan, an dessen Regeln sich deutlich mehr Menschen halten als auch schon. Glücklich deutet der Taxifahrer auf die App auf seinem Smartphone: Sie zeigt den Grad der Verstopfung in Istanbul's Strassennetz an. «Normalerweise ist das alles rot», grinst der Chauffeur mit hintersinnigem Spott. «Jetzt ist es überall grün, grün wie die Farbe des Islam.»

Ihre Weltwoche

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR MEDICAL-STELLEN

Mit www.medicjobs.ch qualifiziertes Fachpersonal im Arzt- und Pflegebereich finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.medicjobs.ch



Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Weltwoche erscheint donnerstags

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Chefredaktion: Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Tom Kummer, Christoph Landolt, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwaninger, Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Nathan Beck (*Leitung*),

Martin Kappler, Anton Beck (*Assistent*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*),

Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger (*Leitung*),

Viola Antunovits, Renate Brunner,

Nadia Ghidoli, Rita Kempter,

Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky

Sekretariat: Sabine Mähner (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Sandro Gianini (*Leitung*),

Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Digital-Marketing: Bich-Tien Köppel (*Leitung*)

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Print Media Corporation, PMC,

Oetwil am See

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Entwicklungen und Tendenzen im Vereins- und Verbandswesen, insbesondere im organisierten Sport

Veranstaltung

Freitag, 26. August 2016

Metropol Zürich, 09.00 bis ca. 16.00 Uhr

Anmeldung unter: www.swissportforum.ch

Themenbereiche

- Entwicklungen im Gesellschaftsrecht
- Der Organbegriff im Gesellschaftsrecht (Art. 55 ZGB) und die Verantwortlichkeit der Organe
- Internationale Sportverbände: Tour d'horizon
- Corporate Governance in nationalen Vereinen und Verbänden
- Pekuniäres im Vereins- und Verbandswesen, insbesondere betreffend Buchführung, Rechnungslegung, Sportlerbewertung, TPO und FFP

u.a. mit

- André Béchir (ABC, Eventveranstalter)
- Prof. Dr. iur. Bettina Hürlimann-Kaup
- Ruth Ospelt (Präsidentin, FC Vaduz)
- Claudius Schäfer (CEO, Swiss Football League)
- Peter Spuhler (Stadler Rail Group + VP Betriebs AG ZSC Lions)
- Prof. Dr. iur. Hans-Ueli Vogt
- Andreas Wyss (Dipl. Wirtschaftsprüfer, Mitglied der Geschäftsleitung BDO)

POWERED BY



SUPPORTED BY



MEDIAPARTNER



70 Mio. Türken

Bald dürfen sie dank Schengen in die Schweiz kommen. Camerons wohlherzogene Hinterhältigkeit.

Von Roger Köppel

Was die Schweizer noch gar nicht gemerkt haben: Die Offerte der deutschen Kanzlerin Merkel, im Rahmen ihrer gescheiterten Migrationspolitik dem Siebzig-Millionen-Menschen-Volk der Türken Visafreiheit in der EU zu gewähren, hat für unser Land einschneidende Konsequenzen, denn die deutschen EU-Visa für die Türken sind auch, Schengen sei Dank, gültig in der Schweiz. Was immer die EU zu Schengen beschliesst: Wir müssen es automatisch übernehmen. Merkels Freibrief für siebzig Millionen Türken ist für alle Türken ein Freibrief in die Schweiz.

Vor elf Jahren sprach ich bei einem Abendessen mit einem früheren Scotland-Yard-Chef über die Einführung Schengens in der Schweiz. Sein Kommentar: «Das ist Wahnsinn.» Den Wahnsinn spüren wir bereits. Letztes Jahr öffnete die EU ihre Tore für über eine Million illegale Migranten. Gleichzeitig riegelte sie ihre Grenzen mit neuen Visabestimmungen gegen die kaufkräftigen Chinesen ab. Schengen-wahnsinnig. Weil es in China nur drei Zentren für die Ausstellung der geforderten biometrischen Visa gibt, kommen viel weniger Chinesen nach Europa und in die Schweiz. Die Umsatzrückgänge bei den Uhren- und Schmuckgeschäften sind dramatisch.

Früher hätte die Schweiz den Chinesen autonome Reiserleichterungen gewährt, heute darf sie es wegen ihrer EU-Verträge nicht mehr. Schengen zeigt, warum wir das vom Bundesrat gewollte Rahmenabkommen mit der EU niemals abschliessen dürfen: Die Schweiz muss frei und beweglich bleiben. Sie darf sich nicht an einen bürokratischen Moloch anbinden, der eine Bedrohung darstellt für Freiheit, Unabhängigkeit und Wohlstand.

Politik ist ein gefährlicher Beruf. Wenn der Krieg nach Clausewitz die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist, dann ist die Politik eine Vorstufe zum Krieg mit anderen Methoden. Politiker werden angegriffen, angepöbelt, bedroht. Die meisten nehmen es hin und reden nicht davon. Niemand wird gezwungen, im politischen Nahkampf mitzumachen. Letzte Woche ermordete ein Geistesgestörter die britische Labour-Abgeordnete und EU-Verfechterin Jo Cox. Weil der Verrückte während seiner Tat angeblich politische Parolen brüllte, ist in Grossbritannien eine Debatte über die Verrohung der politischen Sitten entbrannt.



«Eine Art Führerbunkermentalität.»

Premierminister Cameron mahnte, als ob der Mord auch nur das Geringste damit zu tun hätte, zur Mässigung im Streit um die Mitgliedschaft in der EU – seinen innenpolitischen Gegnern subtil bösartig eine Mitschuld an der Ermordung unterschiebend. Die Brexit-Kampagne wurde für zwei Tage ausgesetzt aus Respekt vor der Toten.

Ich halte diesen Entscheid für einen schweren Fehler. Der Mörder von Jo Cox war ein Irrer, was allein schon daraus hervorgeht, dass er die Politikerin umbrachte. Nur Verrückte handeln wie der Mörder von Jo Cox. Indem die Briten die Brexit-Kampagne vorübergehend stoppten, geben sie der Tat dieses Geisteskranken eine politische Dimension, die sie bei aller

Tragik nach heutigem Wissensstand nicht hat und nicht verdient. David Cameron hätte sich staatsmännisch hinstellen und sagen sollen, dass ein derart feiges Verbrechen nichts, aber auch gar nichts mit der noblen Tradition britischer Politik-Debatten und Referenden zu tun hat. Es gebe deshalb auch keinen Grund, von der Tagesordnung abzuweichen.

Aber Cameron wäre nicht der charakterlich zweifelhafte Machiavellist, der er ist, wenn er, der erklärte und in die Ecke gedrängte Brexit-Gegner, den Mord an Jo Cox nicht für seine eigenen politischen Zwecke missbrauchen würde. Heimtückisch verknüpfte er den Kampf um den Verbleib Grossbritanniens in der EU mit dem Mord an Jo Cox, um seine Gegenspieler anzuschwärzen, ihnen den Makel einer Mitverantwortung an der Tat des Irren anzuheften. Die geschmeidige, wohlherzogene Hinterhältigkeit passt zu Cameron, der seinen letzten Wahlerfolg vor allem seinem Versprechen verdankt, über den EU-Austritt abstimmen zu lassen, gegen den er sich jetzt so leidenschaftlich wie durchtrieben engagiert. Der Premier spricht mit gespaltener Zunge, das allerdings mit Virtuosität und Eleganz.

Die EU verharrt in Schockstarre vor ihrer eigenen Fehlkonstruktion, gelähmt, entscheidungsunfähig, versteinert aus Angst, selbst die geringste Bewegung könnte die Briten dazu veranlassen, sich vollends aus dem wankenden Grossraumkonstrukt zu lösen. Die Eurokraten schmolten, murren und maulen, neidisch, missgünstig, komplexbehaftet und voller Ressentiments. Mit keifender Nichtbeachtung drohen sie den Briten für den Fall, sollten diese tatsächlich aus der EU austreten. Verhält sich so ein «Friedensprojekt» gegenüber einem skeptischen Noch-Mitglied? Sind die psychotischen Einschüchterungsposen der neue Stil, um ein beliebtes Wort zu verwenden, mit dem die EU die ureuropäische Freiheitsinsel der Briten von einem Verbleib in der Union überzeugen will?

Hätte die EU Kraft und Selbstvertrauen, liefe es ganz anders. Juncker und Co hätten den Briten gesagt: «Wir stehen zu den demokratischen Traditionen Europas. Wir respektieren eure Abstammung. Was immer ihr entscheidet, uns soll es recht sein. Wir würden uns wünschen, ihr bleibt dabei, aber solltet ihr austreten, werden wir eine enge Zusammenarbeit mit Grossbritannien ansteuern.» Von solcher Grosszügigkeit ist nichts zu spüren, stattdessen herrscht ätzende Miesepetrigkeit.

Die EU hat sich in der Illusion ihrer eingebildeten Herrlichkeit eingegraben, eine Art Führerbunkermentalität droht sich auszubreiten, die Signale von draussen nur noch als Bestätigung der eigenen verschrobenen Weltsicht deutet. Der Brexit, egal, was herauskommt, ist hier in jedem Fall ein heilsamer Bombeneinschlag der Wirklichkeit.

Im Schnitt
einfach
besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.





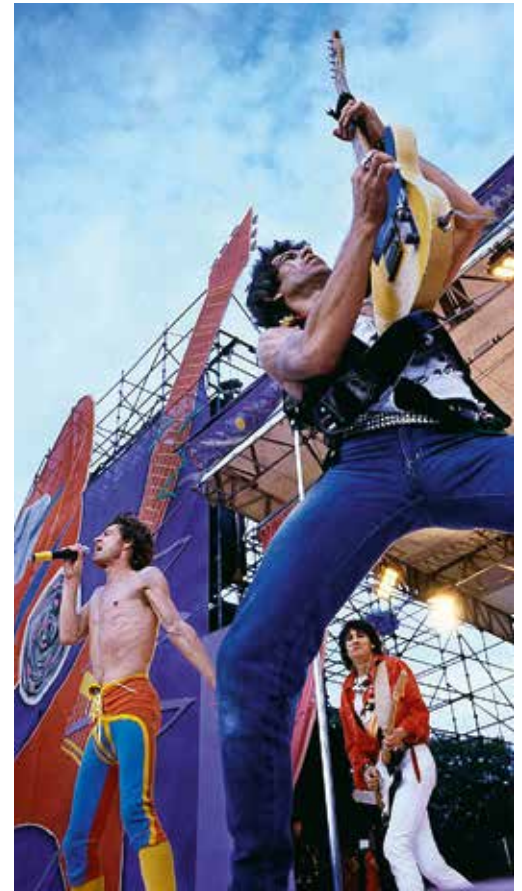
It-Boy-Qualitäten: Sergio Ramos. Seite 56



Weg in die Autokratie: Recep Erdogan. Seite 48



Zeichen der Kunst: Manifesta in Zürich. Seite 54



Hymne auf die Briten: Rolling Stones. Seite 28

Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Im Bund mit den Briten
- 9 Im Auge Mario Balotelli
- 10 Islamismus Gewaltbereit
- 10 Medien Eigentor
- 11 Euro 2016 Wie ein Kaugummi
- 12 **207 000 Franken pro Mitarbeiter**
Steuerfreie Rekordsaläre für Deza-Angestellte
- 14 Personenkontrolle Rytz, Kasser, Hochuli, Sommaruga, Wyss, von Graffenried, Hartmann, Canonica, Fehr, Koch etc.
- 15 Nachruf Helen Joanne «Jo» Cox
- 16 **Grossartig, dass es die Briten gibt**
Matthias Matussek über den Stolz der Briten
- 19 **Wir Insulaner**
Warum die Schweizer die Briten mögen
- 22 **Willkommen in Britzerland**
Was wir den Briten alles verdanken
- 23 Automobil Churchills «Landy»
- 25 Britischer Humor Lustiger als der Rest der Welt
- 26 **Freiheit über alles**
James Delingpoles Reise durch die Schweiz
- 28 **Yeah, yeah, yeah!**
Das Phänomen des Britpop

30 Loblied auf das Empire

- Die grosse Kraft des britischen Kolonialismus
- 32 Die Deutschen Abgelehnt
- 32 Wirtschaft Zu viel Macht für die Notenbanken
- 33 Ausland Die Rückkehr Mitteleuropas
- 34 Mörgeli Politisierte Illustrierte
- 34 Bodenmann Wölfe fressen Brexit auf
- 35 Medien Alles oder nichts
- 35 Gesellschaft Dicke Schlitten
- 36 Darf man das? / Leserbriefe

Hintergrund

- 41 Schweiz Der Fall der Familie Halili in Bubendorf
- 42 **Finanzieller Notstand**
Der Bundesrat will bei den Asylkosten tricksen
- 43 SRG Beste Freunde bei der Präsidentenwahl
- 44 **Von Derwischen und teuren Niederlagen**
Die Sommersession war weniger langweilig als befürchtet
- 46 **Die Bobby-Car-Verordnung**
Basler, die Stadt mit den schönsten Velokellern
- 48 **Halbstark am Bosphorus**
Die Ausfälle des türkischen Staatschefs Recep Erdogan
- 50 Türkei «Drecksarbeit für Europa»



Butterweicher Kern: SVP-Asylpolitiker Glarner. Seite 38

Porträt

38 Mann aus der Bronx

In Rekordzeit wurde Andreas Glarner vom Nobody zum gehassten Politiker. Die Schimpftiraden seiner Gegner wirken wie Doping auf den Asyl-Chef der SVP

Stil & Kultur

52 Ikone der Woche Frau mit Turm

54 Fast wie Schokolade

Gion Mathias Cavelti über Fäkalien an der Kunstbiennale Manifesta in Zürich

56 Erotik der Fussballer

Warum sind die Spieler eigentlich so eitel?

58 Essay Rolf Knie über die EM 2016

59 Bücher Jörg Kachelmann über Roger Schawinski

60 Top 10

60 Kino «The Neon Demon»

61 Jazz Sarah Buechi; Christoph Stiefel Septet

62 Namen Begeisterte Studentinnen

63 Hochzeit Eva Hauser, Hochzeitsplanerin

63 Thiel Tue Gutes

64 Wein Tenimento La Prella Genestrerio Merlot Ticino 2014

64 Zu Tisch «Igniv» im «Grand Resort Bad Ragaz»

65 Auto Jeep Cherokee Limited 2.2 CRD AWD

66 MvH trifft Mafalda von Hessen, Modedesignerin

Autoren in dieser Ausgabe

Andrew Roberts



Der international beachtete Historiker lehrt als Professor für War Studies am King's College in London. In dieser Ausgabe widerlegt er das gängige Vorurteil, gemäss dem es sich beim britischen Kolonialismus um ein rassistisches Ausbeutersystem gehandelt habe. Seite 30

Michael Bahnerth



Der Autor ist Mitglied der Chefredaktion der Basler Zeitung. 2015 erschien von ihm «Marieli Colomb», das literarische Porträt eines Basler Stadtoriginals. Hier erklärt Bahnerth, warum in seiner Geburtsstadt Fahrräder mehr Rechte haben als Bürger. Seite 46

Das Weltwoche-«Taschenheft».

Mit den Weltwoche-Apps für das iPhone oder das Android-Smartphone haben Sie auch unterwegs die Weltwoche immer dabei.



DIE WELTWOCH

Blättern wie im gedruckten Heft.

Mit dem E-Paper lesen Sie die Weltwoche am Bildschirm wie im gedruckten Heft. Und Sie können von jeder Ausgabe fünf Artikel verschicken oder ablegen. Beachten Sie den Link auf unserer Website.

Artikel
als PDF
verschicken



Im Bund mit den Briten

Von Markus Schär — Wie entwickelt sich das Verhältnis Schweiz–EU nach dem Entscheid zum Brexit? So oder so: Unser Land muss seine Beziehungen zu den anderen europäischen Staaten überdenken.



«Trumpf im Ärmel»: britischer Premier Cameron mit Bundesrätin Leuthard, 2010.

Brexit. Eine Chance für Europa. Und für die Schweiz?», fragte Nationalrat Pierre Rusconi vor eineinhalb Jahren. Der Tessiner SVP-Mann forderte vom Bundesrat einen Bericht zum Brexit, also dem Austritt Grossbritanniens aus der EU. Dieser Bericht sollte auch aufzeigen, inwiefern es sich bei einer solchen Abstimmung aufdränge, «die Beziehungen der Schweiz mit den europäischen Staaten zu überdenken».

Der Bundesrat wimmelte den Bittsteller ab. Es stehe der Schweiz nicht zu, sich zu den Auswirkungen eines «möglichen demokratischen und souveränen Entscheids eines Partnerlandes» zu äussern, stellte er streng fest: «Die Schweiz wird das Ergebnis der Volksabstimmung im Vereinigten Königreich über den EU-Verbleib oder -Austritt und die Reaktionen der britischen Regierung zu gegebener Zeit zur Kenntnis nehmen.» Pierre Rusconi trat 2015 nicht mehr zu den Wahlen an, der Nationalrat schrieb deshalb im Dezember 2015 sein Postulat diskussionslos ab. Inzwischen ist die Zeit gegeben, der Entscheid über den Brexit steht an. Und über die Fragen, wie er die Schweiz betrifft, lässt sich noch immer nur mutmassen:

Was, wenn die Briten in der EU bleiben? — Die Bundesräte öffnen den Champagner und stellen ihre Ferienpläne um. In den Gesprä-

chen mit der EU über die Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative ging in den letzten Monaten fast nichts mehr. Jetzt aber will der Bundesrat eine diplomatische Offensive zünden, in einem «Wettlauf mit der Zeit», wie es Bundespräsident Johann Schneider-Ammann ausdrückt. Am 6. Juli hält die Landesregierung, am 18. Juli der EU-Ministerrat die letzte Sitzung vor der Sommerpause ab, danach macht Brüssel bis im September den Laden dicht. Wenn es vorher noch zu einer Lösung käme, würde sich der Bundesrat am 18. Juli treffen.

Weshalb drängen die Verhandlungen mit der EU? — Die Masseneinwanderungsinitiative forderte eine Umsetzung innert dreier Jahre, also bis am 9. Februar 2017. Eigentlich stört es niemanden, wenn bis dahin noch kein Gesetz in Kraft tritt; der Bundesrat kann die Zuwanderung vorläufig mit einer Verordnung regeln. Doch es gibt selbstgemachten Zeitdruck: Die EU droht, die Schweiz aus dem Forschungsprogramm «Horizon 2020» zu werfen, wenn sie das Freizügigkeitsabkommen mit Kroatien nicht bis Ende Jahr ratifiziert. Das Parlament lässt dies aber erst zu, «wenn mit der Europäischen Union eine mit der schweizerischen Rechtsordnung vereinbare

» Fortsetzung auf Seite 10

6 Millionen für 1 Tor



Mario Balotelli, Strafraumgespenst.

Als die EM gerade begonnen hatte, tauchte Mario Balotelli mit Freunden und Leibwächtern im Schlepptau vor dem Schuppen «Coco Beach» am Gardasee auf. Es war vier Uhr morgens, die Türsteher complimentierten die letzten Gäste aus dem Lokal, Herrschaften eines Polterabends, und Balotelli wurde sofort mit grossem Hallo erkannt und auf Selfies verewigt. Aber plötzlich flogen Worte und Fäuste, der Rächer Balotelli nahm die Verfolgung des Autocars mit den jungen Kerlen auf, zwang das Fahrzeug zum Halten, bei der Schlägerei verlor ein Partybesucher drei Finger. Das Interessante an der Meldung ist die Automarke, der Audi R8. Zuvor fuhr Balotelli unter anderem einen Nissan GT-R (315 km/h Spitze), Lamborghini Aventador (329 000 Euro), Range Rover Sport (293 PS), verschiedene Ferraris, den weissen Bentley Continental, den er mit Militär-Tarnfarben umspritzen liess. Einige endeten als Schrotthaufen; leicht verkraftbar mit einem fixen Jahressalär von sechs Millionen Euro. Balotelli, das war doch dieser furchterregende ebenholzschwarze Strafraum-Terminator, der 2012 im EM-Halbfinal die Deutschen ganz allein mit zwei Toren exekutierte. Er hat seither 70 Millionen Transfergelder vernichtet auf seiner Irrfahrt von Inter zu Manchester City zu Milan zu Liverpool zu Milan zurück zu Liverpool. Vorletzte Saison stand er 16-mal auf dem Platz und schoss ein einziges Tor; im abgelaufenen Jahr traf er wieder nur einmal. Seine Trainer treibt er ins Elend. Lümmelt als blasierter Edelreservist auf den Platz, zaubert schnell ein Nümmerchen wie Maradona und steht dann herum wie ein störrisches Pferd. Bei jedem Auftritt wird er ausgepöfien – er sieht sich als Magnet des Stadionrassismus. Dumm ist er nicht, er erlebte eine behütete Kindheit bei Adoptiveltern und machte eine Fernmatura. Bei Milan schrieben sie ihm Verhaltensregeln in den Vertrag, schickten ihn zum Psychiater. Hoffnungslos. Nur Trotzköpfigkeit oder eine schleichende Tragödie? Die abgebrannte Wunderkerze ist jetzt 25 und bekommt schon wieder die allerletzte Chance, in Liverpool unter Trainer Klopp, dem Motivationsweltmeister. Peter Hartmann

Regelung zur Steuerung der Zuwanderung besteht».

Was strebt der Bundesrat an? — Die neue Verfassungsbestimmung schreibt Kontingente und Inländervorrang vor, die EU pocht aber auf die Personenfreizügigkeit ohne Einschränkungen. Bei dieser Quadratur des Kreises setzt der Bundesrat auf Kompromisse wie eine Schutzklausel, mit der sich die Zuwanderung bei Bedarf eindämmen, eine Kündigung des Freizügigkeitsabkommens aber vermeiden liesse – was auch im Interesse der EU wäre. Parlamentarier schliessen aus der Zuversicht der Bundesräte Didier Burkhalter und Simonetta Sommaruga, dass sie «einen Trumpf im Ärmel haben», also eine Zusage für eine einvernehmliche Lösung aus Brüssel.

Was fordert die EU? — Die Brüsseler Bürokratie drängt seit Jahren auf ein institutionelles Rahmenabkommen: Die Schweiz soll das wuchernde Recht der EU automatisch übernehmen. Das Aussendepartement spricht seit drei Jahren darüber mit der EU und führte bisher vierzehn Verhandlungsrunden. Offen bleibt vor allem die Frage, was mit Entscheiden des Europäischen Gerichtshofs geschieht, ob die Schweiz also fremde Richter hinnehmen muss. Aussenminister Burkhalter steht unter Verdacht, dass er immer noch davon träumt, die Fragen der Personenfreizügigkeit und des Rahmenabkommens in einem Paket zu verbinden – wie es die EU fordert. «Es gibt keine formelle und juristische Verknüpfung zwischen den beiden Dossiers», beteuerte er aber kürzlich auf Fragen im Nationalrat. Auch der Bundesrat muss wissen, dass ein Gesamtpaket beim Volk kaum durchkommt.

Wieweit betrifft ein Brexit die Schweiz? — Der Austritt Grossbritanniens aus der EU wäre ein Schock auch für unser Land. Die Nationalbank müsste gegen eine starke Aufwertung des Frankens ankämpfen, der Bundesrat die Verhandlungen mit der EU ruhen lassen, da Brüssel zwei Jahre brauchen würde, um den Brexit abzuwickeln. Dazu droht eine Verhärtung der Positionen, weil die EU-Führung dagegen kämpfen würde, dass sich auch andere Länder absetzen. Andererseits gäbe es mehr Möglichkeiten für die Schweiz. Dank einer Efta mit Grossbritannien liessen sich Freihandelsabkommen weltweit rascher abschliessen, glaubt der Zürcher Nationalrat Hans-Peter Portmann (FDP) zu wissen: So liesse sich der «gordische Knoten im aktuellen Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU» allenfalls lösen. Auf jeden Fall gälte dann, was Nationalrat Rusconi mit seinem Postulat forderte: Die Schweiz müsste ihre Beziehungen zu allen europäischen Staaten überdenken.

Islamismus

Gewaltbereit

Von Pierre Heumann —
Beunruhigende Ergebnisse
einer Umfrage unter Türken.

Die grosse Mehrheit der Türkeistämmigen fühlt sich in Deutschland wohl und will sich integrieren. Das ergibt eine repräsentative Umfrage der Universität Münster. Die Studie legt aber auch eine Reihe von alarmierenden Einstellungen offen. Unter den 1200 Befragten beklagen viele eine mangelnde Anerkennung durch die deutsche Gesellschaft, was sich integrationshemmend auswirke, meint Soziologe Olaf Müller, der an der Befragung mitgearbeitet hat. Deshalb rücke die starke Verteidigung des Islam in den Vordergrund. «Der Islam wird unkritischer gesehen, als es angemessen wäre,» sagt Müller gegenüber der *Weltwoche*. Als beunruhigend taxiert er vor allem das Ergebnis, dass 7 Prozent der Türkeistämmigen Gewalt zur Durchsetzung des Islam als gerechtfertigt akzeptieren: «Gewalt hat einen Resonanzboden.»

Religion für die Identität

Wütend reagiert laut Umfrage eine deutliche Mehrheit der Befragten auf die Beobachtung, dass nach Terroranschlägen wie selbstverständlich Muslime verdächtigt werden. Ein beachtlicher Teil lehnt Gewalt nicht ab, wenn damit der Islam vor Angriffen und Verdächtigungen geschützt werden kann. Der Satz: «Die Bedrohung des Islam durch die westliche Welt rechtfertigt, dass Muslime sich mit Gewalt verteidigen», wird von 20 Prozent bejaht.

Die Studie zeigt zudem eine starke Präsenz fundamentalistischer Einstellungen. So war die Frage zu beantworten, ob man zu Gesellschaftsverhältnissen wie zu Zeiten Mohammeds zurückkehren solle. 32 Prozent stimmten der Frage mit «stark» oder «eher» zu. Die Aussage: «Die Befolgung der Gebote meiner Religion ist für mich wichtiger als die Gesetze des Staates, in dem ich lebe», beantworteten 47 Prozent der Türkeistämmigen zustimmend. Bei der ersten Generation sind es gar 57 Prozent.

Für Studienleiter Detlef Pollack ist der Fall klar: 10 bis 15 Prozent der Türkeistämmigen in Deutschland sind aufgrund ihrer Antworten als fundamentalistisch zu bezeichnen: «Das ist relativ viel», so Pollack.

Zwar gehen türkeistämmige Einwanderer der zweiten und dritten Generation weniger in die Moschee und beten seltener als ihre Eltern und Grosseltern. Aber der Islam als dominierendes Identitätsmerkmal nimmt zu. Im Vergleich zur ersten Generation bezeichnen sich mehr Angehörige der zweiten und dritten Generation als «tief, sehr oder eher religiös».

Medien

Eigentor

Von Rico Bandle — Mit dem
Service-public-Bericht entlarvt
sich die SRG als Staatssender.

Es gibt zwei Begriffe, auf die jeder SRF-Mitarbeiter allergisch reagiert: «Zwangsgebühren» und vor allem «Staatssender». Bei jeder Gelegenheit betonen die SRF-Obersten, dass sie keinen Staatssender führten, dass die SRG juristisch ein unabhängiger Verein sei. Wer einen Staatssender sehen wolle, der müsse schon nach Nordkorea reisen, heisst es jeweils. Der Begriff ist den Verantwortlichen dermassen ein Dorn im Auge, dass sie sich genötigt sahen, im internen Magazin *SRG Insider* den eigenen Leuten Argumente zu liefern, mit denen sie sich gegen die Bezeichnung wehren können.

Letzte Woche hat nun der Bundesrat einen umfassenden Bericht über die Zukunft des Service public und die SRG veröffentlicht. Das Fazit nach nicht enden wollenden 147 Seiten: Alles soll so bleiben wie bisher. Trotzdem ist der Bericht erhellend. Denn der Bundesrat gibt der SRG klare Handlungsanweisungen, die weit ins Programm einwirken. So heisst es zum Beispiel: «Der Bundesrat geht davon aus, dass die SRG mindestens die Hälfte der ihr zufließenden Empfangsgebühren für diesen Kernbereich [die Nachrichten] aufwendet.» Bei der Unterhaltung fordert der Bundesrat von der SRG eine «kritische Überprüfung ihrer bisherigen Praxis, was den Einkauf von bestimmten Fremdproduktionen anbelangt», beim Radio verlangt er, dass «Schweizer Musik auch fortan einen prominenten Platz» findet. Der Bericht stellt auch klar, welche Publikumschichten die SRG besonders berücksichtigen soll: «[Der Bundesrat] erwartet von der SRG, ihre audiovisuellen Angebote in Zukunft so auszurichten, dass sie auch beim jungen Publikum auf Resonanz stossen. Das Gleiche gilt für Menschen mit Migrationshintergrund.»

Diese Anweisungen zeigen: So unabhängig und eigenständig, wie das die Verantwortlichen darstellen, ist die SRG nicht. Die Politik setzt die Höhe der Gebühren fest, die Politik erteilt die Konzession, die Politik redet sogar in das Programm rein, wie der Bericht zeigt. Nicht gerade wie in Nordkorea, aber eben doch. Jeder bei der SRG weiss: Die etablierte Politik in Bern zu sehr zu ärgern oder die Forderungen des Bundesrats zu ignorieren, könnte für die SRG gefährlich werden, spätestens wenn das nächste Mal die Höhe der – jawohl – Zwangsgebühren zur Debatte steht.

Man kann es noch so oft in Abrede stellen und auf das juristische Konstrukt verweisen: Die SRG-Kanäle sind und bleiben Staatssender.

Wie ein Kaugummi

Von Marcel Reif — Staats-Hooliganismus, Hexenjagd auf Cristiano Ronaldo, Deutschlands Fluch der guten Tat und die Burleske bei den Eidgenossen.



Ich bleibe dabei, dass dieses aufgeblasene Turnier viel zu lange dauert, ehe es wirklich ernst wird. Aber ich bin auch bereit, mich mit Ländern wie Albanien oder Wales zu freuen, die wunderbare Geschichten geschrieben haben.

Während die Referees bislang exzellent gepfiffen haben und damit auch die Spieler im Sog der Wechselwirkung zu auffällig tadellosem Verhalten animiert haben, brennen abseits der Stadien alle Sicherungen durch. Wenn ein Politiker und hoher Verbandsfunktionär namens Lebedew die sich durch Marseille und Lille prügelnden Russen-Horden auch noch öffentlich lobt, dann ist das nicht nur bodenloser Irrsinn, sondern beinahe Staats-Hooliganismus. Wohlgermerkt, es handelt sich dabei um das Land, das in zwei Jahren als Gastgeber die Weltmeisterschaft veranstalten wird. Die Androhung des Ausschlusses seitens der Uefa entpuppte sich, wie erwartet, als heisse Luft.

Auch sportlich gibt die «Sbornaja» mit ihrem General auf der Trainerbank ein desaströses Bild ab: Was die Altherrentruppe aus Moskau und St. Petersburg zeigte, ist das mit Abstand Schlechteste, was die Euro zu bieten hat. Für mich ist es rätselhaft, wie man aus einem Pool von 150 Millionen Menschen kein vernünftiges Team formen kann. Und wie man sogar darauf angewiesen ist, einen mittelmässigen deutschen Bundesligaspieler namens Neustädter mit einem russischen Pass auszustatten. Erbärmlicher Höhepunkt beim Debakel gegen Wales: Bei der Auswechslung von Schirokow wurde die Kapitänbinde im Mannschaftskreis herumgereicht – keiner wollte sie haben. Mehr als ein peinliches Symbol für die russische Krise.

In Zeiten wie diesen ist es modern, Helden vom Sockel zu stossen und mit hinterlistigem Genuss stürzen zu sehen. Bei Stars wie Wayne Rooney, David Alaba oder Mario Götze ist die Fallhöhe schon gross genug, geradezu extrem ist aber die Hexenjagd auf Cristiano Ronaldo. Nun ist der Pfau aus Madrid nicht unbedingt mein Lieblingsspieler, aber dieser Hohn und Spott ist des Guten zu viel. Auf Ronaldo starren alle, und der ist müde und kaputt, weil er seit

August 2015 Real Madrid tragen musste und jetzt fast im Alleingang Portugal zum EM-Titel führen soll. Eine tonnenschwere Last, die er genauso wenig schleppen kann wie Alaba bei den Österreichern, die an ihren künstlich hochgeschraubten Erwartungen scheitern. Dort war man sich schon zu sicher und wie auf einer höheren Mission unterwegs, ehe biedere Ungarn ihnen einen Strich durch die Rechnung machten. Was der vermeintliche Geheimfavorit auf den Platz brachte, war schrecklich anzuschauen. Damit bewahrheitet sich wieder mal ein altes Klischee: Spiele werden im Kopf entschieden, und der erst 23-jährige, überforderte Alaba kann's alleine nicht lösen.

Lanze für Vicente del Bosque

Ich bin noch nicht bereit, ein endgültiges Urteil über das Niveau abzugeben – für meinen Geschmack zieht sich das Turnier wie ein Kaugummi. Der neue Modus verführt jeden dazu, es erst mal langsam angehen zu lassen, denn Ausscheiden ist ja ohnehin für jede halbwegs konkurrenzfähige Mannschaft praktisch unmöglich. Da ist es nur normal, dass Nebenschauplätze interessant werden, wie die Burleske bei den Eidgenossen, als die Trikots zerrissen wie bei einer Stripshow der Chippendales.

Nach dem torlosen Remis gegen Frankreich war ich stolz, Schweizer zu sein, und das sage

ich mit allem Pathos. Wir sind von einem der Topfavoriten nicht vorgeführt worden, und die Schweizer sollten sehr, sehr ruhig und mit grosser Freude konstatieren, dass sie ungeschlagen ins Achtelfinale aufgestiegen sind.

Stichwort Deutschland: Was ist, wenn die erst mal gut spielen? Bisher haben sie ihr eigenes Limit nicht mal gestreift, sie werden sich deutlich steigern. Die Jungs des in sich ruhenden Bundestrainers Jogi Löw müssen sich nach dem WM-Titel am Fluch der guten Tat messen lassen. Dass nach der zähen Performance gegen die Ukraine und gegen Polen überharte Kritik geübt wurde, muss der Weltmeister ertragen. Ungewöhnlich ist, dass die Probleme beim DFB plötzlich öffentlich diskutiert werden. Wenn einer so deutlich wird wie Jérôme Boateng, dann muss er sowohl sportlich als auch als Führungspersönlichkeit unangreifbar sein. Und das ist Boateng, der eine grossartige Entwicklung genommen hat und zu Recht als bester Abwehrspieler der Welt tituliert wird. Eine der augenfälligsten Hinterlassenschaften von Pep Guardiola in München, die den Katalanen überdauern wird.

Trotz Niederlage gegen Kroatien muss den bereits als antiquiert abqualifizierten Spaniern Abbitte geleistet werden. Vicente del Bosque hat alle überrascht. Er versucht zwar Tiki-Taka über die Zeit zu retten, hat aber Guardiolas Idee, den Ball über die Linie zu streicheln, über Bord geworfen und weiterentwickelt. Plötzlich ist gerade bei den Spaniern der bereits schubladisierte Mittelstürmer wieder modern geworden. Dass ausgerechnet dieser als konservativ und stur geltende Trainer über seinen Schatten gesprungen ist, war nicht zu erwarten.

Marcel Reif ist einer der bekanntesten Sportjournalisten. Als Kommentator erreichte er Kultstatus.



Chippendales-Prinzip: Schweizer Spieler Granit Xhaka (l.).

207 000 Franken pro Mitarbeiter

Von Philipp Gut — Die Angestellten der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit erzielen Rekordsaläre. Wer im Ausland arbeitet, erhält zahlreiche Vergütungen und Privilegien – weitgehend steuerfrei.



Stark ansteigende Gesamtausgaben: Deza-Chef Sager.

Als das Parlament in der eben beendeten Sommersession seinen Milliardensegen über die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) ausgoss – 11,1 Milliarden Franken in den nächsten vier Jahren für die «internationale Zusammenarbeit» –, wurden Pro und Kontra ausführlich diskutiert, doch ein Punkt kam kaum zur Sprache: die hohen Personalkosten, welche die staatliche Entwicklungshilfe verschlingt. Erst vor wenigen Monaten hatte eine Interpellation von SVP-Nationalrat Felix Müri («Transparenz über die Mittelverwendung der Deza») brisante Zahlen zutage gefördert. Punkto Entschädigung gilt: Die Deza-Mitarbeiter sind die Fürsten der Bundesverwaltung, selbst wenn der Nutzen ihres teuren Tuns sich auch nach Jahrzehnten nicht nachweisen lässt.

Bundesbeamte verdienen im Durchschnitt mehr als Bankangestellte, doch die Löhne der Deza-Leute sind noch höher als diejenigen der restlichen Verwaltung. Im Jahr 2014 betrug der durchschnittliche Bruttogrundlohn 146 288 Franken. Das ist ein rasanter Anstieg, noch

2007 belief er sich auf gut 124 000 Franken. Zu dieser Steigerung – satte 17 Prozent in sieben Jahren – beigetragen haben eine Reihe von Faktoren, wie der Bundesrat in seiner Antwort auf die Interpellation Müri schreibt: «Lohnanpassungen an der Zentrale und im Aussen-netz», der Teuerungsausgleich, die Einführung der Vertrauensarbeitszeit für die Mitarbeiter im Ausland sowie «eine deutliche Erhöhung der Arbeitgeberbeiträge für die zweite Säule und die Familienzulagen».

Die Lohnsumme der Deza-Angestellten stieg in den Jahren 2007 bis 2014 von 87,52 Millionen auf 108,45 Millionen Franken. Besonders stark sind die Aufwendungen für die Löhne in den letzten beiden ausgewiesenen Jahren, also 2013 und 2014, gestiegen. Allein in diesen zwei Jahren betrug der Zuwachs gegen 10 Prozent. Dies sei eine Folge der Umsetzung der Botschaft 2013–2016 zur internationalen Zusammenarbeit, so der Bundesrat. Die Aufstockung des Budgets habe zu einer «Erhöhung des Personalbestands» geführt, «um die

Präsenz der Deza vor Ort und in den fragilen Kontexten zu verstärken». Weniger fragil sind die Entschädigungen für die staatlichen Entwicklungshelfer.

Zwei Drittel in der Schweiz ausgegeben

Wie das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) gegenüber der *Weltwoche* bestätigt, kostet ein Deza-Mitarbeiter den Bund durchschnittlich 207 000 Franken. Zum Grundlohn kommen Arbeitgeberbeiträge von durchschnittlich 29 550 Franken und gegebenenfalls Auslandzulagen. Diese betragen im Schnitt 31 494 Franken.

Enorm gewachsen sind auch die Gesamtausgaben der Deza. 2007 hatte sie etwas über 1,3 Milliarden Franken zur Verfügung, 2013 waren es bereits über 2 Milliarden. 2014 stiegen die Ausgaben nochmals um gegen 200 Millionen Franken.

Als Bürger und Steuerzahler geht man davon aus, dass die Entwicklungshilfegelder im Ausland ausgegeben werden. Schliesslich ist genau dies – mal abgesehen von der zweifelhaften Effizienz der eingesetzten Mittel – die Idee dieser Hilfe. Doch in Tat und Wahrheit ist es genau umgekehrt: Rund zwei Drittel gibt die Deza in der Schweiz aus, nur ein Drittel fliesst direkt ins Ausland. Das hat auch damit zu tun, dass die Deza grossflächig private Hilfswerke und sogenannte Nichtregierungsorganisationen in der Schweiz alimentiert (die dann wiederum auch Projekte im Ausland finanzieren).

Dieses Verhältnis spiegelt sich im Personal: 2014 waren 167 Deza-Mitarbeiter im Ausland beschäftigt, in der Zentrale waren es mehr als doppelt so viele, nämlich 356.

Spesen von 20 000 Franken

Parallel zur Lohnsteigerung explodierten die Spesen der Deza-Mitarbeiter. Betrugten sie 2007 noch 623 Franken pro Vollzeitstelle, lagen sie sechs Jahre später bei beinahe 20 000 Franken (exakt waren es 19 785). Das entspricht einer Zunahme um mehr als das Dreissigfache. Der Bundesrat erklärt diese dramatische Zunahme teilweise mit einer neuen Verbuchungspraxis. Seit 2009 würden die Aufwendungen für Dienstreisen und seit 2010 die Mietkosten den effektiven Spesen zugerechnet.

Wie fürstlich der Bund die staatlichen Helfer entlohnt, ist natürlich auch in der Branche bekannt. Die *Weltwoche* hat mit einer ehemaligen Krankenschwester gesprochen, die heute in Afrika im Sold der Deza steht. Auch ihr Ehemann liess sich von der Deza anstellen. Zuvor hatten beide bei privaten Hilfswerken gearbeitet. Beim Bund verdienen sie jetzt erheblich mehr. Die hohen Gehälter und zusätzlichen Entschädigungen fallen doppelt ins Gewicht, weil die Auslandsmitarbeiter meist nur geringe Auslagen haben. Den Grossteil ihres Lohns können sie beiseitelegen.

Und es kommt noch besser. Nicht nur, dass die Auslandsmitarbeiter geringe Lebenshaltungskosten haben. Sie bekommen auch eine spezielle Entschädigung dafür, dass sie in Gebieten arbeiten, in denen das Wohlstandsniveau niedriger ist als in der Schweiz. Im Beamtendeutsch nennt sich das Inkonvenienzvergütung. Diese und weitere Lohnzusätze sind in einer Verordnung des EDA geregelt, die ihrerseits die Bundespersonalverordnung ergänzt. Detailliert ist festgehalten, wie sich dieses Schmerzensgeld für «schwierige Lebensbedingungen» berechnet. Pro Indexpunkt, der tiefer als 95 liegt, gibt es 700 Franken im Jahr. Dieser Betrag erhöht sich für Mitarbeiter ab dem 40. Altersjahr stufenweise um bis zu 20 Prozent. In Ländern wie Nigeria, das einen Lebensqualitätsindex von 34 ausweist, macht das mehrere zehntausend Franken an zusätzlichem Einkommen aus.

Zahlreiche Zulagen

Zu dieser ordentlichen Inkonvenienzvergütung kann infolge «ausserordentlicher Ereignisse» noch eine «Sonderzulage für die Abgeltung der anderweitig nicht berücksichtigten Inkonvenienzen» ausgerichtet werden. In deren Genuss kommen nicht nur die Bundesangestellten, sondern auch Begleitpersonen und Kinder.

Damit nicht genug – Bundesangestellte im Ausland profitieren von zahlreichen weiteren Entschädigungen. Sie erhalten eine Mobilitäts-



Brisante Zahlen: SVP-Nationalrat Muri.

vergütung von 6261 Franken und einen «pauschalen Kostenersatz» für die Haushaltsführung. Dieser setzt sich aus 8059 Franken Grundbetrag sowie einem Zuschlag von 9 Prozent des Jahreslohns zusammen. Bei Löhnen im Bereich von 200 000 Franken – ohne Zusatzentschädigung – kann sich diese Pauschale maximal auf gut 20 000 Franken belaufen.

Eine weitere Entschädigung für das auswärtige Personal nennt sich «Pauschale für die Interessenwahrung». Auch diese kann die 20 000-Franken-Grenze übersteigen.

Dasselbe gilt für den Begleitpersonenzuschlag. Ehe- oder Lebenspartnern, die selbst nicht beim Bund angestellt sind, zahlt dieser unter bestimmten Voraussetzungen sogar Beiträge an die berufliche Vorsorge. Auch Kinder

mit auf die Mission zu nehmen, lohnt sich: Pro Kind gibt es eine Entschädigung von 1675 Franken.

Alle diese Beispiele zeigen: Je nach Einsatzort, Dienstalter und Funktion kostet ein Mitarbeiter im Ausland den Bund weit mehr als die erwähnten durchschnittlichen 207 000 Franken. Spitzenbotschafter verursachen einen Aufwand von 360 000 Franken.

Ungewöhnlich grosszügig sind die Ferienleistungen: sechs Wochen bis zum 49. Altersjahr, danach sieben und ab 60 sogar acht Wochen. Für Angestellte an Einsatzorten mit «schwierigen» Lebensbedingungen erhöht sich der Anspruch um eine Woche, bei «sehr schwierigen» Bedingungen gar um zwei Wochen. Damit sind Ferien von bis zu zehn Wochen vorgesehen.

Der Steuerzahler kommt auch für verschiedene Reisen auf, so für sogenannte Konsultationsreisen in die Schweiz oder für «Kinderbesuchsreisen» – will heissen: Halten sich die Kinder nicht am Einsatzort auf, dürfen sie zweimal jährlich auf Staatskosten zu Herrn Papa oder Frau Mama fliegen. Freuen dürfen sich die Bundesangestellten im Ausland last, but not least über Abschnitt 13, Kapitel 8, der EDA-Verordnung. Dieser trägt den Titel «Steuerfreiheit». Vergoldet werden die zahlreichen Zuschüsse und Privilegien nämlich durch eine massive Entlastung vom Fiskus. ○

Wir sind im Immo-Markt zu Hause. Besuchen Sie uns.

Bei uns sind Sie an der richtigen Adresse: Wir sind die einzige Bank im Kanton Zürich mit dem Rundum-Angebot aus **Gratis-Research-Publikationen, Immo-Beratung und -Begleitung sowie umfassenden Finanzierungsdienstleistungen.**

Immobilien-Kompetenz von Haus aus.
Wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Jetzt informieren auf zkb.ch/immo

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank

Personenkontrolle

**Rytz, Kasser, Hochuli,
Sommaruga, Wyss,
von Graffenried, Hartmann,
Canonica, Fehr, Koch,
Bertschy, Hess, De Bernardi,
Helbling, Simonazzi,
Thurnherr**

Über einen «mordsmässigen Menschenstrom» jubelten die Atomkraftgegner, die am Sonntag nach Windisch AG zogen: Sie hatten zwar auf 10 000 Teilnehmende gehofft, freuten sich aber angesichts des Dauerregens auch über 6000. Davon kündeten die «Tagesschau» sowie die Online- und Printmedien – sie stützten sich alle ohne irgendeine Nachfrage auf die SDA. Dabei gab es nur ein Problem: Auf den Fernsehbildern, aber auch auf den Fotos, die beispielsweise Nationalrätin **Regula Rytz**, die Präsidentin der Grünen, verbreitete, sind maximal 500 Leute zu erkennen. Angesichts der Zweifel beteuerte **Florian Kasser**, gemäss Twitter «Nuclear Campaigner with Greenpeace Switzerland», die Teilnehmerzahl komme von der Kantonspolizei Aargau. Und Greenpeace behauptete nach dem Dementi, die Zahl werde immerhin «vom Einsatzleiter der Kapo AG unterstützt». Was soll das heissen? «Von Seiten der Kantonspolizei», teilt deren Sprecher auf eine weitere Anfrage mit, «wurde keine Zählung der Kundgebungsteilnehmenden gemacht.» Damit lässt sich betreffend «Menschenstrom» wenigstens ein Fakt festhalten: Greenpeace lügt. (sär)

In der letzten Ausgabe enthüllte diese Zeitung, dass der Kanton Aargau unter der Federführung von Frau Landammann **Susanne Hochuli** (Grüne) im 3700-Seelen-Dorf Safenwil eine Containersiedlung für 95 Asylbewerber plane und dabei mit dubiosen Investoren zusammenspanne («Krummer Asyl-Deal», *Weltwoche* Nr. 24/16). Am vergangenen Montag zog der Kanton nun die Konsequenzen daraus: Er verzichtete auf das Projekt, teilte er per Communiqué mit. Der Jubel in der Gemeinde ist gross. (gut)

Simonetta Sommaruga, SP-Bundesrätin und Polit-Pianistin, kehrt ihrer bisherigen Heimatgemeinde den Rücken. Wie man aus SP-Kreisen erfahren konnte, hat die frühere Könizer Gemeinderätin ihre Schriften offenbar nach Bern verlegt – gerade noch rechtzeitig vor den wichtigen Kommunalwahlen in der Stadt, wo Sommarugas Freundin, die frühere SP-Fraktionschefin **Ursula Wyss**, nach der Krone greift. Wyss will Stadtpräsidentin werden und kann bundesrätlichen Support



Adieu, Köniz: Simonetta Sommaruga.



Mordsmässig übertrieben: Florian Kasser.



Bedingte Chancengleichheit: Kathrin Bertschy.



Grund zum Jubeln: Susanne Hochuli.



Alles offen: Lorenz Hess.

gut gebrauchen, zumal sie mit dem Berner Patriziersohn **Alec von Graffenried** (Grüne Freie Liste) starke Konkurrenz erhalten hat. Eines hätten wir aber noch gerne erfahren – aus purer Neugierde: Hat Sommaruga ihren langjährigen Lebenspartner, den Schriftsteller **Lukas Hartmann**, auch nach Bern gezügelt? (hmo)

«Herz statt Hirn» bescheinigte die *Weltwoche* in der letzten Ausgabe dem *Blick* und dem *Tages-Anzeiger*, die, losgelöst von allen Fakten, über den Fall einer tschetschenischen Familie in Kilchberg ZH berichtet hatten, die vor zwei Wochen nach einem viereinhalbjährigen Asylverfahren in ihre Heimat zurückreisen musste, weil es sich bei den Eltern schlicht nicht um Flüchtlinge handelte. Beim Unterbieten aller journalistischen Standards machte danach auch noch das *Magazin* mit. «Es ist für den durchschnittlichen Politiker eben besser, wendig zu sein als mutig», höhnte Chefredaktor **Finn Canonica** über Regierungsrat **Mario Fehr**, der angeblich mit einem Auftritt an Pfingsten in Kilchberg «Hoffnung verbreitet»

hatte. Gemäss Zeitungsberichten sagte der Zürcher Polizeidirektor da allerdings, Entscheide von Asylverfahren seien zu akzeptieren. Und der Reporter **Erwin Koch** dichtete einen Text ausschliesslich mit Aussagen der zwei tschetschenischen Mädchen. Zum Grund ihrer Anwesenheit in der Schweiz schrieb er einen einzigen Satz: «Papa wurde in Tschechien geplatzt und gefoltert.» Auf den 44 Seiten von drei Urteilen des Bundesverwaltungsgerichts zu diesem Fall findet sich dazu kein Wort. (sär)

«Wir müssen neue Töne anschlagen», hatte die Nationalrätin **Kathrin Bertschy** 2014 in einem Interview angekündigt. Es gehe ihrer Partei, den Grünliberalen, «um sehr liberale Ziele – um Chancengleichheit, Gerechtigkeit», so die 37-jährige Bernerin weiter. Was Bertschy unter Chancengleichheit und Gerechtigkeit versteht, offenbart sie nun in einem Vorstoss im Parlament: Die Co-Präsidentin von Alliance F, dem Bund Schweizerischer Frauenorganisationen, fordert einen bedingten Vaterschaftsurlaub von vierzehn

Wochen. Gewährt werden soll dieser «nur bei einer beidseitigen Erwerbstätigkeit der Eltern nach Geburt des Kindes». Sprich: Väter, deren Partnerinnen über den Mutterschaftsurlaub hinaus vollzeitlich das Kind betreuen, gehen leer aus. (are)

Im Fall von Fuchsprügler **Lorenz Hess**, seines Zeichens BDP-Nationalrat und Präsident des Berner Jägerverbandes, will der Kanton vorerst nicht aktiv werden, wie die Volkswirtschaftsdirektion auf Anfrage der *Weltwoche* mitteilt. Das Jagdinspektorat sei zwar zuständig für den Vollzug der kantonalen und eidgenössischen Jagdgesetze und ergreife auch Massnahmen bei Verstössen. «Anknüpfungspunkt» sei dabei aber immer ein rechtskräftiges Urteil einer Gerichtsinstanz. Es bleibt also vorerst offen, ob die Intervention des obersten Berner Jägers Hess, der einen angeschossenen Fuchs mit Stockschlägen traktierte, geahndet wird. (gut)

Jörg De Bernardi, 43, Berufstessiner und gelernter Theologe, wird als neuer Vizekanzler den aus dem Amt scheidenden **Thomas Helbling** ersetzen. Er wird in Zukunft zusammen mit dem zweiten Vizekanzler **André Simonazzi** und mit Bundeskanzler **Walter Thurnherr** das Triumvirat in der Bundeskanzlei bilden, wo die Geschäfte des Bundesrates vorbereitet werden. Dass Thurnherr für den FDP-Mann Helbling nicht etwa einen Freisinnigen holte, sondern mit De Bernardi nebst Simonazzi einem weiteren Sozialdemokraten den Vorzug gab, ging fast unter dem Radar durch. Aber seither schiessen in Bern die Gerüchte ins Kraut darüber, was Turnherr mit den zwei Genossen im Schilde führe. Was wir mit Gewissheit sagen können: Mit dem Tessiner Theologen gibt es nun einen Gesundheitsbeter mehr in der Bundeskanzlei. (hmo)

Nachruf



Tiefe Wertschätzung: Helen Joanne Cox.

Helen Joanne «Jo» Cox (1974–2016) — Die mit 41 Jahren ermordete, englische Unterhausabgeordnete Jo Cox vertrat den Wahlkreis Batley and Spen in der Grafschaft Yorkshire im Parlament von Westminster. Die Politikerin gehörte der Labour-Partei an und wurde letztes Jahr mit 43,2 Prozent der Stimmen komfortabel gewählt. Jo Cox war verheiratet und Mutter von zwei Kindern, die Familie wohnte in ihrem Wahlkreis und auf der Themse in einem Hausboot unweit der Londoner Tower Bridge. Die Lokalzeitung *The Yorkshire Post* erinnert in einem Nachruf an die «Arbeiterwurzeln» der Politikerin, die ihren klangvollen Yorkshire-

Akzent stets pflegte, der ihre Verbundenheit mit dem Wahlvolk zum Ausdruck brachte. Cox wurde in der Nähe ihres Büros ermordet, wo sie sich der Sorgen ihrer Bürger annahm. Solche Anlaufstellen unterhalten britische Abgeordnete, um möglichst nahe bei ihrer Wählerschaft gut zu sein.

Jo Cox machte sich einen Namen als Advokatin der syrischen Vertriebenen. Sie bereiste regelmässig Konfliktgebiete wie Afghanistan und den Gazastreifen, um sich ein Bild der Verhältnisse zu machen. Ihren Mann lernte sie kennen, als sie für die Entwicklungsorganisation Oxfam tätig war. Sie gehörte zu den Labour-Parlamentariern, die Jeremy Corbyn zum Parteivorsitz verhalfen, distanzierte sich aber von seiner Politik, die ihr zu wenig konsensorientiert erschien. Im Abstimmungskampf um den Verbleib des Landes in der Europäischen Union engagierte sich Jo Cox für eine weitere EU-Mitgliedschaft. Es bestehen Hinweise, dass dieser Einsatz ihren mental kranken Mörder zu seiner Tat provoziert hatte. Die politischen Kontrahenten – für und gegen die EU-Mitgliedschaft – sistierten den Abstimmungskampf nach dem Mord während zweier Tage. Ein Zeugnis politischer Reife in einem Land, in dem mit zusehends härteren Bandagen politisiert wird.

Politische Gegner wie Freunde loben nach ihrem Tod die Herzlichkeit und die Umgänglichkeit dieser Politikerin. Diese Bekenntnisse sind keiner oberflächlichen Anteilnahme geschuldet. Sie zeugen von der tiefen Wertschätzung, die sie in ihrer kurzen Zeit in Westminster erfahren durfte.

Rolf Hürzeler

Unter die Lupe genommen:

Ihr Spezialist für die Digitalisierung in KMU.

Ob Selbständige, Klein- oder Grossunternehmen – bei UPC Business hat jeder seine persönliche Ansprechperson.

Egal ob Sie Fragen zu Ihrem Vertragsstatus, einer Implementierung oder Abrechnung haben – wir liefern die Antworten.

Mike Glättli

Mitarbeiter
Kundendienst

Rufen Sie an und erfahren Sie mehr.

Mike Glättli | Tel. 044 578 78 78 | business.upc.ch

Corporate Network • Internet • Phone • TV



Grossartig, dass es die Briten gibt

Von Matthias Matussek — Ich liebe die Insel und ihre stolzen, bis zur Arroganz selbstbewussten Bewohner. «Dies Kleinod, in die Silbersee gesetzt» ist das Land des Eigensinns und der pragmatischen Rechner.

Wenn die «Last Night of the Proms» in der Royal Albert Hall den Reigen der Sommerkonzerte beendet, erheben sich alle zur inoffiziellen Hymne der Insel: «Rule Britannia! Britannia, rule the waves», festlich und hochgestimmt mit der Hand auf dem Herzen, stehen sie da und geloben «never to be slaves», nie Sklaven zu sein, und tatsächlich gab es nie eine Macht, die es je geschafft hätte, die Insel einzunehmen.

Das ist britischer Stolz, der in unseren Tagen durchaus als politisch inkorrekt gelten darf. Wie kommen die dazu, ihre glorreiche Zeit als Empire derart hochleben zu lassen, statt sich für ihre Vergangenheit zu schämen, in einer Welt der Bündnisse, der wechselseitigen Versicherungen und Abhängigkeiten, der Kompromisse!

In Wahrheit stimmt Grossbritannien in diesen Tagen nicht über die Mitgliedschaft in der EU ab, sondern über das Selbstgefühl als Nation, und sie hat einiges zu feiern, diese – neben der Schweiz – wohl älteste Demokratie der Welt.

Was da alles im Schaufenster lag, als sich die Insel zur Eröffnung der Olympiade 2012 in London präsentierte. Die Show begann mit Shakespeares «Sturm» und endete mit «Hey Jude» des Beatle Paul McCartney. Das soll bitte schön einmal nachgemacht werden!

Dazwischen nichts weniger als die funkelnd inszenierte Geschichte der neuen Zeit. Dörfliche Pastorale, die vom Industriezeitalter abgelöst wurde mit Hammerschlägen und sprühenden Funken, soziale Protestbewegungen wie die der Suffragetten, Marxismus, Kapitalismus, Wandel zur Konsumgesellschaft, Pop. Lauter britische, besser: englische Erfindungen.

Lust am Argument

Vor allem aber, an jenem olympischen Abend: die Queen. Sie wurde von James Bond / Daniel Craig persönlich im Buckingham Palace abgeholt und durch die Rudel ihrer Corgis zum Helikopter geleitet, der sie sodann, agentenfilmässig und halsbrecherisch den Tower unterfliegend, über dem Wembley-Stadion absetzte, wo sie (genauer: ein Double) gemeinsam mit ihrem Agenten absprang, um kurz darauf in der Königsloge zu erscheinen.

Das ist britisch.

Pomp und Ironie, die Achtung von Zeremoniell und Würde, aber *tongue-in-cheek*, mit einem Augenzwinkern. Dazu aber auch die *stiff upper lip*, die stoische Haltung in Momenten höchster Bedrohung. Durchaus britisch deshalb war jener Nachmittag 2005 im Garten des Buckingham Palace, an dem die Queen die verdienten Unter-

gebenen ihres Commonwealth traditionell zum Tee eingeladen hatte. Sie schritt gemessen die Reihen ihrer Vielvölkerfamilie ab und tat so, als sei sie durch das Rattern der Helikopterblätter über den Köpfen und die Polizeisirenen jenseits der Blumenrabatten nicht im Geringsten irritiert, alle anderen hielten sich ebenfalls daran.

Am gleichen Tag hatten Terroristen einen Verkehrsbus in die Luft gesprengt. Kein Grund, auf Höflichkeit und Etikette zu verzichten. *Same procedure as every year* – «Wir lassen uns von euch Scheisskerlen nicht aus der Ruhe bringen», hiess die Botschaft.

Ich durfte der Queen während ihres Deutschlandbesuches 1962 auf dem Rollfeld am roten Teppich die Hand schütteln. Da war ich acht – und sie die Königin aus dem Märchenbuch.

An jenem Nachmittag 2005 sah ich ihr beim Händeschütteln zu, neben den paar tausend anderen, und selbstverständlich konnte ich ihr an den Augen ablesen, dass sie sich an mich erin-

1962 durfte ich der Queen die Hand schütteln. Ich war acht – und sie die Königin aus dem Märchenbuch.

nerte, obwohl ihr das Protokoll verbot, nichts dergleichen zu verraten.

Die Insel, was für eine herrlich eigenwillige Nation! Was wir in diesen Tagen der Abstimmung über den Brexit besichtigen dürfen, ist, neben dem Humor, eine weitere britische Tugend: die Kunst der Debatte. Die Lust am Argument, an der Behauptung des Unsagbaren, an der Zertrümmerung von gedanklichen Tabus. So erst ist diese Volksabstimmung geboren worden: «Was wäre, wenn ...»

So was wird auf den Colleges des Landes, in Oxford und in Cambridge, trainiert, diese Beherrschung von Rhetorik und Dialektik, die argumentierende Zuspitzung, die Polemik, weshalb es keinen besseren Standort für einen debattenfreudigen Journalisten wie mich geben konnte als London, wo ich ein paar Jahre als Korrespondent arbeitete.

Ich habe die Insel geliebt und ihre stolzen, oft bis zur Arroganz selbstbewussten Bewohner. Besonders die Journalisten, also die Fleet Street mit ihren täglich zehn Boulevardzeitungen und ihrem gutgelaunten Hooliganismus aus Lärm, Rücksichtslosigkeit, Schadenfreude, Spott. Auch wenn die Reporter längst nicht mehr in Fleet Street arbeiten – Medienmogul Murdoch hat seine Zeitungen verlagert –, bleibt



Höflichkeit und Etikette: Königin Elizabeth im

Fleet Street, wo 1702 alles begann mit dem *Daily Courant*, dem Synonym für die laute Presse.

Bereits mein erster grosser Bericht über die Insel – «Cool Britannia» war der Slogan der Ära Tony Blair – kam zu vernichtenden Ergebnissen über das schlampige Gesundheitssystem, die entgleisenden Züge, die *teenage*-Trinkerei, die absurden Mieten, die Kehrseiten des gar nicht coolen britischen Alltags.

Was tat die Presse? Sie übersetzte meinen Text, die BBC bat mich um einen Filmbeitrag. Der *Evening Standard* beschäftigte mich als Kolumnisten. Die englischen Kollegen lieben Provokationen, selbst wenn sie von einem Deutschen stammen. Gerade dann. So wie der Muskelmann in einem Gangsterfilm, der einen



Kreis ihrer Enkel und Urenkel aus Anlass ihres 90. Geburtstags

anderen auffordert, so fest zuzuschlagen, wie er kann. Um dann zu fragen: «Das ist alles, was du draufhast?» Und dann zurückzuschlagen. Das ist das britische Verständnis von Fairness.

Der einstige deutsche Botschafter hatte eines Tages die ständigen Gehässigkeiten der *Sun* über die deutschen Pickelhauben satt, die anlässlich von Fussballspielen in Kriegs-Schlagzeilen nur so badeten, wo es nur noch um «Hunnen» ging und «Achtung» und «surrender», und bat den Chefredaktor um ein Gespräch, in dem er um Verständnis für das moderne, demokratische Deutschland warb.

Schlagzeile am nächsten Tag: «The *Sun* meets the Hun». Die *Sun* trifft den Hunnen. In den Pubs der Fleet Street bog man sich vor Lachen.

Doch ist der englische Journalismus gesegnet mit einer unvergleichlichen Ahnentafel der brilliantesten Köpfe überhaupt; da waren Autoren tätig wie Gilbert Keith Chesterton bei der *Daily Mail*, der nach Ernst Bloch und Hannah Arendt «klügste Kopf des Jahrhunderts», dessen öffentliche Debatten mit George Bernard Shaw zu den grossen Spektakeln seiner Zeit gehörten.

Die Insel und ihr Stolz. «Dies Kleinod, in die Silbersee gesetzt», lässt Shakespeare den Herzog Gaunt in «Richard II.» ausrufen, und der schwärmt von der Schutzfunktion der umgebenden Wellen, «[...] Die ihr den Dienst von einer Mauer leistet, / Von einem Graben, der das Haus verteidigt / Vor weniger beglückter Länder Neid».

Nein, die Insel gefällt sich in ihrer *splendid isolation*.

Mit ihrem Linksverkehr, der komischen Währung mit Pound und Sixpence, dem Frühstück aus verkohlten Bratwürsten, Bohnen, Speck, den grünen Heckenparadiesen Cornwalls, den rauen Küsten, der imperialen Mall in London, dem West End, wo Brian Dennehy den Loman in «Tod eines Handlungsreisenden» gibt, mit dem Nelson auf dem Trafalgar, der Tate Gallery und der tatsächlich einmaligen internationalen Cuisine, vom «Nobu» bis zum «C London», das früher einmal «Cipriani» geheissen hatte. London, die imperiale Welthauptstadt, neben der sich New York und Paris und Berlin eher verkrümeln. >>>

Dass die Insulaner von den Deutschen erschüttert, aber nicht geschlagen wurden, ist Churchills Verdienst und das seines rhetorischen Genius: «Wir werden unsere Insel verteidigen, was auch immer es kosten mag. Wir werden auf den Stränden kämpfen, wir werden an den Landungsabschnitten kämpfen, wir werden auf den Feldern und auf den Strassen kämpfen, wir werden in den Hügeln kämpfen. Wir werden uns nie ergeben.»

Wer diesen Worten lauschte in den Luftschutzbunkern, fühlte sich gestärkt und bereit, allem und allen zu trotzen.

Churchill optierte für ein geschlossenes Nachkriegseuropa, mochte aber nicht dessen Teil sein. Er verstand sich besser mit dieser Grossmacht, die aus den ehemaligen Kolonien erwachsen war und die gleiche Sprache spricht, mit den USA, aus diesem komischen aristokratischen Wohlwollen seiner Klasse heraus, eines, das ein amüsierter Earl seinen hitzköpfigen jungen Enkeln in Übersee zollen mag – «sie haben sich wundervoll gemacht, *these young lads*».

Natürlich sind britische Schauspieler wie Hugh Grant, Daniel Craig, Rachel Weisz oder Kate Winslet auch in Hollywood Stars und englische Autoren wie John le Carré oder Christopher Hitchens oder Martin Amis Weltbestseller. Und sie sind fair: John le Carré, der Fuchs, spielte mit meinem Sohn Krocket auf der Wiese seines Anwesens in Cornwall und liess ihn gewinnen, wobei er mit bestens geheuchelter Wut angab, er sei durch die Möwenschwärme über der Küste irritiert gewesen.

Selbstverständlich ist John le Carré, der Deutschland-Liebhaber, der einstige Spion und Attaché in Hamburg, für ein Verbleiben der Insel in der EU. Aber er respektiert die Gegenmeinung. Auch wenn sie irrational sein mag.

Tatsächlich könnte ein Brexit für die Insel nachteilige wirtschaftliche Konsequenzen haben. Erstaunlicherweise aber scheint das einem grossen Teil der Insulaner, diesem Volk der Kaufleute und pragmatischen Rechner, egal zu sein. Wer die Briten verstehen will, muss ihren Stolz verstehen.

Den Stolz auf Institutionen wie die «Houses of Parliament», wo traditionell zur Eröffnung der Saison von historisch kostümierten Yeomen mit einer Öllampe in den Kellern nach möglichen Attentätern gesucht wird, seit Guy Fawkes hier am 5. November 1605 einen Sprengstoffanschlag versucht hatte.

«Remember remember, the Fifth of November», singen die Kinder bis heute.

Stolz auch auf die Monarchie, besonders die; stolz auf die Königin, die regelmässig zur Eröffnung im Hermelin das Programm der Regierung verliest, Stolz auf diese grösste PR-Agentur, die sich je ein moderner Staat geleistet hat und die jeden Shilling wert ist.



Imperiale Welthauptstadt: Kate Moss mit Freunden.

In ihre grösste Krise geriet sie, als eine andere unendlich raffinierte Agentur namens Diana, Prinzessin der Herzen, diese Supernova der Regenbogenpresse, begann, mit Schmutz zu werfen, und den Markt der Gefühle und der Zuckerbäcker und der bunten Blätter gehörig aufmischte.

Neue Prinzessin der Herzen

Doch jetzt ist offenbar wieder alles im Lot, und die einzige Sorge, die die Queen zu plagen scheint, ist die, dass ihr sonderbarer Sohn Prince Charles und nicht ihr Lieblingsenkel

John Cleese: «Sie sollten den Euro aufgeben, klare Buchführung einführen und Juncker hängen.»

William die Krone übernimmt mit Kate, der neuen Prinzessin der Herzen, eine ohne allen Illoyalitätsverdacht.

Wobei Charles und William, beide naturverbundene und eher schlichte Gemüter, sich hervorragend verstehen, zumindest auf dem Polo-feld, wie ich mich einst überzeugen konnte.

Wie grossartig, dass es diese Nation gibt, die nicht im Traum daran denkt, sich so ohne weiteres eingemeinden zu lassen in den Zug der Globalisierung mit ihren Multikulti-Marketing-abteilungen und supranationalen Bürokratien. Der verstorbene Soziologe Ulrich Beck warnte vor einer Weltwirtschaft, die die «Regeln und Schutzgebote der Nationalstaaten abstreift».

Seine utopische Hoffnung auf eine «Weltinnenpolitik» verblasste mittlerweile angesichts der globalen Zerstauchungen, der irrationalen Knautschzonen, der kulturellen und kriegerischen Spannungen, womöglich hätte er doch,

wie Sloterdijk, den Nationalstaat als vernünftigste und natürlichste Schutzform empfohlen.

Aber wie auch immer sich die Briten nun entscheiden, sie werden Briten bleiben und mit Nachdruck ihre Eigenheiten, ihre Geschichte, ihr Selbstgefühl pflegen und verteidigen. Und sie haben allen Grund dazu. Warum sollten diejenigen, die mit John Stuart Mill das philosophische Gesetzbuch der modernen Marktwirtschaft entworfen haben – aber auch deren ethische Ausfütterung –, vor den Bedingungen des Weltmarktes kapitulieren?

Gibt es einen Grund, von einem eher zwielichtigen luxemburgischen Politiker wie Jean-Claude Juncker, den der unmögliche Nigel Farage von der Ukip als «nasses Handtuch» verhöhnt hatte, irgendwelche Anordnungen entgegenzunehmen? Oder von einer Bürokratie, die aus abgeschobenen Hinterbänkeln besteht, deren Heimatländer nicht viel Gewese um sich machen und sich daher wohl fühlen in einer gesichtslosen neuen Entität namens Europa?

Hilft es den britischen Wählern in ihrer Entscheidung, wenn sie ausgerechnet von einem deutschen Nachrichtenmagazin angefleht werden «Please don't go»? Oder wird da nicht viel eher der Verdacht aufkommen, dass die Insel zur Unterabteilung einer von Deutschen dominierten EU gemacht werden soll? Da sind die empfindlich, siehe oben.

Nachdem den Engländern, auf der Höhe ihrer «Cool Britannia»-Euphorie, auch noch die Olympischen Spiele zugeschlagen worden waren, warnte ich in einer Glosse davor, dass die Briten nun übermütig werden. Und als Nächstes wahrscheinlich Niedersachsen, die Heimat des Königshauses, annekieren würden.

Am nächsten Tag brüllte die *Daily Mail* los, in zentimetergrossen Lettern: «Kleiner Bruder des Botschafters beleidigt Britannia». Garniert war der Artikel mit einem Churchill, der das Victory-Zeichen macht.

Das war nicht fair, Leute! Aber lustig!

Mein Bruder, tatsächlich damals Botschafter, leugnete ab sofort, dass er irgendetwas mit mir zu tun habe, da läge eine zufällige Namensgleichheit vor. Was wiederum unseren britischen Freunden ein verstehendes Grinsen ins Gesicht zauberte.

Wenn aber mittlerweile nicht nur Boris Johnson, dieser unorthodoxe, stets verstrubbelte und immens gebildete Ex-Bürgermeister Londons, für den Brexit optiert, sondern auch Mick Jagger und die Monty-Python-Legende John Cleese, darf man getrost behaupten, dass die Begeisterung für einen eigenständigen britischen Weg durch die Weltgeschichte in der Mitte der Gesellschaft angekommen ist.

John Cleese hat ein paar listige Bedingungen für den EU-Verbleib der Insel gestellt: «Sie sollten den Euro aufgeben, klare Buchführung einführen und Jean-Claude Juncker hängen.»

Womit ein weiteres Beispiel für den zu Recht gerühmten britischen Humor geliefert wäre. O



Bemerkenswertes gegenseitiges Wohlwollen: Dudelsackbläser bei den Swiss Highland Games in St. Ursen, 2011.

Identitäten

Wir Insulaner

Von Christoph Mörgeli — Die Schweizer fühlen sich Grossbritannien enger verbunden als allen andern europäischen Ländern. Distanz ermöglicht Zuneigung, während Nähe Reibung schafft. Wir mögen die Insel ausserhalb Europas. Weil wir eine Insel in Europa sind.

Es sind schwere Zeiten für den *Wochenzeitung*-Journalisten Stefan Howald, der 1991 ins weltläufige London zog, weil er es nicht mehr aushielt «in einer sich verengenden Schweiz». Damals begannen hierzulande die intensiven Diskussionen über einen EWR-Beitritt. Und jetzt das: Die Briten befinden über den Austritt aus der Europäischen Union. Viele von ihnen möchten einen Fehlentscheid korrigieren, den die Schweizer gar nie getroffen haben. Aber sie waren nahe dran. Dabei warnte etwa der Staatsdenker Karl Schmid schon in den frühen 1960er Jahren nachdrücklich davor, dass die Schweiz angesichts des europäischen Einigungsprozesses dem französischen Zentralismus und dem deutschen Obrigkeitsstaat nacheifere, statt sich angelsächsische Freiheit und Marktwirtschaft zum Vorbild zu nehmen. Tatsächlich gibt es zwischen der Schweiz und dem britischen Inselreich seit je vielfältige, enge Beziehungen.

Ausgerechnet Mönche aus dem angeblich wilden England, Schottland und Irland missionierten im frühen Mittelalter das Gebiet der heutigen Schweiz. Der heilige Beatus soll den Ärmelkanal überquert und dem Volk der Helvetier den Christenglauben gepredigt haben. Kolumban weilte unter den Alemannen in Tuggen und Arbon, Gallus begründete das Kloster St. Gallen, Fintan betete auf der Rheinau und Abt Gregorius in Einsiedeln. Im 13. Jahrhundert wirkten Adlige aus der Waadt als Botschafter, hohe Beamte und Heerführer in London. Händler brachten die berühmte englische Wolle über die Alpenpässe in Richtung Süden und importierten umgekehrt Leinwand aus der Ostschweiz. Seit dem späten Mittelalter erquickten sich britische Kurgäste im warmen Mineralwasser von Baden, Leuk und Pfäfers. Zwar benannte der Humanist Sir Thomas Morus die kriegerischen Schweizer

als «Abschaum der Menschheit»; dieses Urteil verhinderte aber nicht, dass sich die gegenseitigen Beziehungen nach der Reformation verdichteten, wobei auf Schweizer Seite Zürich und Genf die Hauptrolle spielten. Als Exportprodukte dienten Langhölzer für Schiffsmasten, Tuch, Käse, Papier und der reformierte Glaube. Eine stattliche Gruppe von Glaubensflüchtlingen überstand die katholische Regierung Maria Stuarts in verschiedenen Schweizer Städten, so auch John Knox, der die Schotten zum Genfer Calvinismus bekehrte.

Schweppes und Shakespeare

Im 17. Jahrhundert nahmen die Finanz- und Soldgeschäfte zu. Namentlich die Städte Bern, Zürich und Genf investierten ihre üppigen Überschüsse in den Londoner Finanzplatz. Soldverträge sicherten den Briten zuverlässige Schweizer, speziell gegen die französische Vor-

machtstellung auf dem europäischen Festland und zunehmend auch in den Kolonien in Übersee. Der Berner Universalgelehrte Albrecht von Haller lobte das englische Verfassungssystem über den grünen Klee. Charles Labelye aus Vevey erbaute 1738 bis 1750 das Wunderwerk der Westminster Bridge. Die Gelehrten Johann Jakob Bodmer und Johann Jakob Breitinger setzten sich dafür ein, dass der englischen Sprache der verdiente Platz in der Weltliteratur zukam. 1762 erschien in Zürich die erste deutsche

England unterstützte den Schweizer Widerstand gegen Napoleon auch mit Geld.

Übersetzung der Werke von William Shakespeare. Ein ähnlich dauerhaftes Erzeugnis brachte Johann Jacob Schweppe Ende des 18. Jahrhunderts aus Genf nach London, nämlich sein prickelndes Mineralwasser («Schweppes»). Bekannte Schweizer Künstler und Naturwissenschaftler verkehrten ebenso an der Themse wie Geistliche und Handwerker, vor allem Uhrmacher und Goldschmiede. 1702 gründeten sie die «Société des Suisses», welche die niedergelassenen wie durchreisenden Landsleute religiös und gesellschaftlich erbauen sollte.

Ab 1800 erkannte Grossbritannien zunehmend die Bedeutung des schweizerischen Liberalismus und der Unabhängigkeitsbestrebungen gegen die französische Vormachtstellung. Die über zweihundertjährigen seitherigen Beziehungen zeugen trotz Differenzen in Einzelfragen von einem bemerkenswerten gegenseitigen Wohlwollen. England unterstützte den Schweizer Widerstand gegen Napoleon auch mit Geld. Die Kontinentalsperre unterband indes den Handel, förderte aber umso mehr den Schmuggel. Schweizer Frühindustrielle liessen sich durch die britischen Erfindungen der Dampf-, Spinn- und Webmaschinen inspirieren – und machten es teilweise noch besser. Der Innovations- und Preisdruck zwang zu ständigen Verbesserungen; die späteren Flaggsschiffe des Schweizer Werkplatzes entstanden im Wettbewerb mit den Briten, und der Absatz seiner Produkte wie Seide, Stickereien, Uhren und Maschinen geschah über englische Seewege. Die im Wiener Kongress 1814/15 völkerrechtlich anerkannte Schweizer Neutralität entsprach vollauf den britischen Vorstellungen. Die Tatsache, dass der liberale Aussenminister Lord Palmerston im Sonderbundskrieg seine schützende Hand über die Sieger hielt, verhinderte ein gemeinsames Vorgehen von Europas reaktionärer Aristokratie und ermöglichte die Gründung von Bundesstaat und Binnenmarkt in der Schweiz. Die Melodie ihrer Landeshymne entsprach jener des britischen Weltreichs. Wann immer die benachbarten Grossmächte sich in die Angelegenheiten der Eidgenossen einmischen wollten, konnten sich diese auf die



Begeisterungstaumel: Winston Churchill mit Pudel Rufus, 1950.

Briten verlassen, speziell auch bei den preussischen Ansprüchen auf Neuenburg von 1856/57. Günstige Handelsverträge sicherten den gegenseitigen Marktzugang. Im Schweizer Eisenbahnnetz herrscht heute noch Linksverkehr, weil es englische Ingenieure geplant haben.

Fremdenverkehr, Frauenrechte, Fussball

Im 19. Jahrhundert bildeten die vielen britischen Touristen den Hauptgrund für das gute Einvernehmen. «Ich werde die Schweizer und die Schweiz immer hochleben lassen», meinte der Schriftsteller Charles Dickens 1846. Während die Engländer die intakten landschaftlichen Reize vornehmlich der Genferseeregion, des Berner Oberlandes und der Zentralschweiz bewunderten, beeindruckte die Schweizer auf der Insel die Zusammenballung von Industrie und Menschenmassen. Als sich der junge Zürcher Arzt Conrad Meyer-Hofmeister 1831 London näherte, meinte er zum Kutscher, die dunklen Wolken seien wohl Vorboten eines heftigen Unwetters. Dieser aber blickte auf den gewaltigen Kohle-Smog und meinte ungerührt: «No, that's London!» Die erste geführte Reise für Engländer 1863 und der Schweiz-Besuch von Königin Victoria von 1868

stachelten die Abenteuerlust der Briten zusätzlich an. Sie setzten neue Massstäbe in Sport und Alpinismus und begründeten – von St. Moritz ausgehend – den Wintertourismus. Zahlreiche Sportarten gehen auf englische Ursprünge zurück. Der rasch aus dem Boden gestampfte Kurort Interlaken glich einer englischen Kolonie. Henry Dunant berief sich bei der Gründung des Roten Kreuzes auf Florence Nightingale. Auf britische Ursprünge zurück gehen die Freimaurer, die Frauenrechtlerinnen, die Fussballvereine. Um 1900 wurden die englischen Reisenden geistlich in über sechzig anglikanischen Kirchen, politisch in zwölf Konsulaten betreut. 1910 traf sich die erste Schweizer Pfadfindergruppe, um die Freizeit nach den Vorschlägen des Kolonialgenerals Baden-Powell zu gestalten.

Eine gewisse Abkühlung der Beziehungen entstand am Fin de Siècle wegen des Burenkriegs, bei dem die öffentliche Meinung in der Schweiz auf Seiten der holländischstämmigen Buren stand. Auch die Begeisterung für das geeinte deutsche Kaiserreich in der Deutschschweiz wurde in England mit Misstrauen registriert. Man zweifelte in London an der Aufrichtigkeit der Schweizer Neutralität im



Kultureller Glanzpunkt: Swiss-Re-Hochhaus von Herzog & de Meuron in London.

Ersten Weltkrieg, wurde aber besänftigt durch erhebliche humanitäre Leistungen, die auch den britischen Soldaten zugutekamen.

In der Zwischenkriegszeit konnte die Schweiz wieder an die früher entspannten Zeiten anknüpfen und kam nicht zuletzt dank Englands Fürsprache zum Sitz des Völkerbunds und damit zum «internationalen Genf». Im Zweiten Weltkrieg beargwöhnte London weniger die politische Neutralität als die regen Handelsbeziehungen der Schweizer Wirtschaft mit den Achsenmächten. Doch der Bundesrat scheute selbst nach der vollständigen Umklammerung von 1940 keine Mühe, um die Briten seines guten Willens zu versichern; darum drückte man in Bern bei gewissen Geheimdienstaktivitäten und Überflügen beide Augen zu.

Der Skipionier Arnold Lunn warb mit seinen Büchern bei den Briten um Verständnis für die spezielle Situation der Schweiz während beider Weltkriege. Dennoch erhöhten die Alliierten gegen Kriegsende den wirtschaftlichen Druck und brachten das Land mit schwarzen Listen gewisser Firmen in ernste Schwierigkeiten. Mit der ihnen eigenen Fairness und Grosszügigkeit sahen die Briten aber

schliesslich über gewisse Handelskonzessionen gegenüber den Nazis hinweg. Immerhin konnte die Schweiz die Vertretung der diplomatischen Interessen Grossbritanniens in Deutschland, Japan, Italien, Frankreich, Bulgarien, China, Rumänien, Thailand, Ungarn usw. als Positivum in die Waagschale werfen.

Neutral und kriegerisch

Der Kriegspremier Winston Churchill persönlich sprach Ende 1944 die entlastenden Worte: «Von allen Neutralen hat die Schweiz das grösste Anrecht auf bevorzugte Behandlung. Sie war der einzige internationale Faktor, der uns mit den uns schrecklich Entfremdeten noch verband. Was bedeutet es schon, ob sie in der Lage war, uns die gewünschten Handelsvorteile zu gewähren, oder dass sie, um sich am Leben zu erhalten, den Deutschen zu viel gewährt hat? Sie war ein demokratischer Staat, der von seinen Bergen aus seine Freiheit verteidigt hat, und trotz ihrer ethnischen Zugehörigkeit hat die Schweiz gesinnungsmässig grösstenteils unsere Partei ergriffen.» Als der von den Wählern vorübergehend in den Ruhestand versetzte Churchill 1946 eine offiziöse Schweizreise veranstaltete, geriet die hiesige Bevölkerung in

einen tagelangen Begeisterungstaumel. Pikanterweise hatte derselbe Generaldirektor derselben Schweizerischen Kreditanstalt für die Finanzierung der Churchill-Reise gesorgt, der 1941 bis 1943 auch das Geld für Schweizer Ärztemissionen zur Unterstützung der Wehrmacht an der Ostfront aufgetrieben hatte. Wegen einer Intervention des germanophilen Rechtsprofessors Hans Oppikofer, der bis 1939 in Leipzig gelehrt hatte, unterblieb schändlicherweise die Ernennung von Winston Churchill zum Ehrendoktor der Universität Zürich.

Die politischen und wirtschaftlichen Beziehungen normalisierten sich in den Nachkriegsjahren rasch. Die Schweiz offerierte den Engländern einen Kredit von 250 Millionen Franken, was die Tourismus- und Exportbranche sogleich wieder ankurbelte. Die Schweizer Armee machte England im Kalten Krieg zum wichtigsten Rüstungslieferanten und orientierte sich überhaupt mit guten Gründen an den Streitkräften des ehemaligen Empire: In der gesamten Geschichte Grossbritanniens gibt es keinen einzigen Krieg, den seine Militärs je gegen eine andere Nation verloren haben. Während und nach der Falklandkrise vertrat die Schweiz 1982 bis 1990 noch einmal die britischen Interessen gegenüber Argentinien.

Die politischen, kulturellen und sportlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern sind bis heute eng und gut geblieben. Das Abseitsstehen der Schweiz gegenüber der EU findet nirgendwo so viel Verständnis wie in England, auch wenn nicht immer ganz präzise berichtet wird («The conservative leader Uwe Maurer...»). Dass sich der Finanzplatz London in scharfer Konkurrenz mit jenem der «Gnomen von Zürich» befindet, zeigen gelegentliche bissige Kommentare in der *Financial Times*. Nicht gerade gnomenhaft präsentiert sich in der City of London das vom Volksmund als «Gurke» bezeichnete Hochhaus von Swiss Re. Einen kulturellen Glanzpunkt setzten die Basler

Charles Dickens: «Ich werde die Schweizer und die Schweiz immer hochleben lassen.»

Architekten Herzog & de Meuron beim neuen Kunstmuseum Tate Modern. Der Import der britischen Popkultur hängt wohl stark zusammen mit der Tatsache, dass die Kinder und Jugendlichen in der Deutschschweiz die englische Sprache der französischen bei weitem vorziehen. Edmund Hillary bezwang den Mount Everest noch vor dem Schweizer Konkurrenten Raymond Lambert, doch trug Sir Hillary immerhin unverkennbar eine Schweizer Rolex am Armgelenk. Dafür liess der allzu früh verstorbene Glarner Ständerat This Jenny über viele Jahre den Gästen aus England nicht die geringste Siegeschance beim britischschweizerischen Parlamentarier-Skirennen. ○



Wenn die Engländer an die Schweiz denken: Hollywood-Musical «The Sound of Music», 1965.

Freundschaften

Willkommen in Britzerland

Wir verdanken den Briten nicht nur die gehobene Hauswirtschaftsschule, den Grasshopper Club und ein angebliches Pinkelverbot nach zehn Uhr. Die Engländer und Schweizer inspirieren sich seit Jahrhunderten gegenseitig.

Cresta Run — Seit dem 18. Jahrhundert war der «mad Englishman» allen Europäern ein fester Begriff. Engländer taten verrückte Dinge, und häufig taten sie dies in der Schweiz: einfach so auf Berge klettern, obwohl oben keine Kneipe wartete. Auf zwei Holzbohlen Berge hinunterrutschen. Oder sich auf einem wackligen Schlitten in einen Eiskanal stürzen. Gelangweilte britische Touristen in St. Moritz bastelten sich in den 1870ern erste Gefährte zusammen. Bald fräste ihnen Hotelkönig Caspar Badrutt eine Eisrinne in den Berg, das erste Rennen fand 1884 statt: Der Cresta Run, die älteste Bobbahn der Welt, war geboren.

Wolfgang Koydl

Shakespeares Zeuge — Der spätere Basler Stadtarzt Thomas Platter (1574–1628) verspürte am 21. September 1599 nachweislich

Bildungshunger: Er besuchte im damals neu eröffneten Globe Theatre eine Aufführung von William Shakespeares «Julius Caesar» für einen Penny Eintrittsgeld. Platter befand die Vorstellung für «ausgezeichnet», was wenig über die Qualität der Inszenierung aussagt. Denn die Londoner waren damals dem Kontinent in der Theatersparte um Generationen voraus. So notierte Platter voller Bewunderung: «Jeden Tag um 14 Uhr eine Theateraufführung, manchmal beginnen drei Stücke gleichzeitig an verschiedenen Orten.»

Rolf Hürzeler

Danke für den Penalty — Tom E. Griffith, ein Student, gründete am 1. September 1886 im Zürcher Selnauquartier den Grasshopper Club (den FC St. Gallen gab es allerdings schon) und machte auch den Präsidenten und

Captain. Die Pioniere aus dem Mutterland des Sports trugen den Football überallhin. Und auch die Namen: Old Boys in Basel, Young Boys in Bern, Young Fellows in Zürich. Und die unsterblichen Begriffe: Penalty, Goal, Offside, Hatrick, Team, Foul. Und dann erschien der Gentleman-Globetrotter Roy Hodgson und schenkte den Schweizern in den Neunzigern die «Nati», ihre damals brillante Nationalmannschaft.

Peter Hartmann

Frankenstein — Der Hort schrecklichsten Grauens ist von edlem Klang: Villa Diodati am Genfersee. Darin gefangen sitzen im Juni 1816 die Dichterfreunde Percy Bysshe Shelley und Lord Byron. Draussen tost der See. Es rollt der Donner. Im fernen Indonesien ist ein Vulkan ausgebrochen, in Europa folgt das «Jahr ohne

Sommer». Byron fordert auf zum Dichterduell. «Wer schreibt die schaurigste Geistergeschichte?» Gewonnen hat keiner der beiden, sondern die Dritte im Bunde, Mary Godwin, Shelleys spätere Frau. Erst neunzehn, aber vom Tod seit der Geburt verfolgt, entwirft sie ein Meisterwerk: «Frankenstein». Wer liest heute noch Shelley oder Byron? Marys Monster jedoch, gebaut aus toter Menschenmasse und zu schrecklichem Leben erweckt, sorgt bis heute für Schweiss Hände und Flatterherzen. *Urs Gehrig*

Finishing Schools — Einst gab es Dutzende von ihnen, aufgereiht in mondänen Villen zwischen Lausanne und Montreux: Finishing Schools, wo junge Oberklassedamen den letzten gesellschaftlichen Schliff erhielten. Teils gehobene Hauswirtschaftsschule, teils Parkplatz zwischen Matur und Traualtar, waren sie vor allem für britische Ladys unabdingbar. Beide Frauen von Prinz Charles, Diana und Camilla, besuchten eine Finishing School – natürlich in verschiedenen Jahrgängen. Heute gibt es nur noch ein Institut, Villa Pierrefeu, und seine Schülerinnen – und zunehmend Schüler – kommen immer öfter aus China. *Wolfgang Koydl*

Alles Wachs — Die junge Marie Tussaud (1761–1850) wuchs in Bern auf. Ihre Mutter stand als Dienstmädchen beim Arzt Philippe Curtius in Diensten. Dieser war so begeistert von seinem Beruf, dass er menschliche Organe aus Wachs nachbildete und Marie darin unterrichtete. Später folgte sie ihm nach Paris. Curtius begann mit dem Aufbau eines Wachsfigurenkabinetts, das sie erbt. Privat war ihr Leben schwierig. Sie heiratete den Trunkenbold François Tussaud, flüchtete vor ihm nach Grossbritannien – die Wachsfiguren kamen mit. Auf der Insel hatte sie die Idee, eine permanente Ausstellung in London zu eröffnen, heute eine weltberühmte Touristenattraktion. *Rolf Hürzeler*

Der Ski-Pionier — Vater Henry Simpson Lunn, Reiseunternehmer, erfand den Wintertourismus und eröffnete 1911 in Mürren sein ganzjährig geöffnetes Hotel «Palace». Sohn Arnold, in Madras (Indien) zur Welt gekommen, studierte in Oxford und war im Hotel zuständig für das Vergnügungsprogramm der Upperclass-Gäste, denen er das Skifahren beibrachte. Pionier Arnold, der als Erster den Eiger auf Ski bestieg, entwickelte Abfahrt (1921 erstes Rennen am Lauberhorn) und Slalom als Wettkampfformen. Später schrieb er zahlreiche religiöse Werke und liess sich vor seinem Tod im Helikopter auf den Montblanc fliegen. *Peter Hartmann*

Swiss Centre — London in den siebziger Jahren war eine kulinarische Brache. Ausländische Restaurants waren entweder französisch

und teuer oder indisch und fragwürdig. Nach Monaten mit Yorkshire-Pudding, totgekochtem Gemüse, Lamb Chops with Mint Sauce und wässrigem, lauwarmem Bier entdeckte der Autor dieser Zeilen das Restaurant im Swiss Centre. Das magere Gehalt reichte zwar nur für Rösti und ein «Herrgöttli» Hürlimann, aber vom Effekt her hätte das genauso gut LSD sein können. High vor lauter Glück über die bessere Welt da draussen, schluchzte der Schreiber – buchstäblich – dankbar in seinen Teller.

Wolfgang Koydl

Thomas Cromwell — Der Vertraute des englischen Renaissance-Königs Heinrich VIII. erkannte das revolutionäre Potenzial des Zürcher Reformators Ulrich Zwingli. Dieser hielt die Verwandlung von Brot und Wein in der heiligen Messe für einen symbolischen Akt. Genau diese Deutung brauchte Thomas Cromwell (1485–1540) als theologische Begründung für die Lostrennung der Engländer vom Papsttum, mit dem sie sich zerstritten hatten, weil Rom die Scheidung Heinrichs von der katholischen Ehefrau Katharina von Aragon untersagte. Gleich wie Zwingli war Cromwell die kirchliche Bereicherung zuwider – lieber hätte er die Summen der englischen Staatskasse zugeschant. *Rolf Hürzeler*

Rigi für 8 Millionen — Der britische Künstler J. M. William Turner (1775–1851) bereiste zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Kontinent, um künstlerische Inspiration zu suchen. Er hinterliess ein farbenprächtiges Panoptikum der damaligen Schweiz – von der Schöllenschlucht über einen Festtag in Zürich bis zu einem Bild vom Lichtspiel des Bodensees. Ziemlich teuer ist heute etwa sein Aquarell «The Blue Rigi, Sunrise», das bei einer Auktion 8 Millionen Franken erzielte. Was die Eingeborenen, und das waren die Schweizer für die Briten, vom Besucher hielten, ist nicht überliefert. Wahrscheinlich nichts, er war sehr wortkarg.

Rolf Hürzeler

Gnome von Zürich — Egal, was Boris Johnson gutgläubigen Schweizern erzählt, wirklich geliebt hat er die Schweiz nie. Vor allem als Bürgermeister von London empfand er das Land und dessen grösste Stadt Zürich als lästigen Konkurrenten für den eigenen Finanzplatz. Um Banker vom Umzug an die Limmat abzuhalten, erfand er die Mär vom Schweizer Stehpinkelverbot. Das gelte ab zehn Uhr abends – aus Lärmschutzgründen. Noch hartnäckiger hält sich ein anderer britischer Rufmord an der Schweiz: Die perfiden «Gnome von Zürich» wurden 1964 von George Brown, dem Finanzminister des damaligen Premiers Harold Wilson, in die Welt gesetzt.

Wolfgang Koydl

Mythen

Churchills «Landy»

Er ist der Star der Sammlung: Walter Frey hat Churchills Land Rover restauriert.

Kein anderes Objekt, auch keiner der schnittigen Sportwagen in der Kollektion der Emil Frey Classics AG in Safenwil begeistert die Besucher so sehr wie der Land Rover UKE 80, Jahrgang 1954. «Er ist der Star der Sammlung», sagt Inhaber Walter Frey, der das Auto in der hauseigenen Oldtimer-Werkstatt restaurieren liess. Die Beliebtheit verdankt das Gefährt seinem ehemaligen Besitzer: Es gehörte Winston Churchill. Die Firma Rover schenkte es dem ehemaligen Kriegspremier zu dessen 80. Geburtstag, aus Anerkennung für die Verdienste im Kampf gegen Hitlerdeutschland.

Walter Frey, dessen Unternehmen einst die ersten britischen Automarken – Austin, Jaguar – in die Schweiz importiert hatte, erstand den Land Rover bei einer Auktion. Er hatte zuletzt einem Bauern gehört und stand mehr als drei Jahrzehnte lang in einem Schuppen. Der Zustand war schlecht, Freys Techniker zerlegten den Wagen bis auf die letzte Schraube. Ziel war es, die Substanz zu erhalten und den Land Rover so wiederherzustellen, wie er bei Churchills Tod 1965 aussah, also mit Gebrauchsspuren.

Der UKE 80 wurde nach den Wünschen des Besitzers gebaut, Churchill wollte weder



Fussheizung: Churchill mit Landrover, 1954.

ein Dach noch Seitenwände. «I want to see where I am going», soll er ausgerufen haben. Er benötigte den Wagen in erster Linie, um sein Landgut Chartwell zu erkunden. Dabei liess er sich chauffieren, der Beifahrersitz war besonders bequem, sogar eine Fussheizung gab es. Für Walter Frey ist Churchills Land Rover aber mehr als ein Stück Automobilgeschichte: Er ist Symbol für den Freiheitswillen seines ehemaligen Besitzers und der Briten, die Europa in zwei Weltkriegen «gerettet» haben. *Philipp Gut*



Zugluft der freien Welt: Cresta Run (St. Moritz), Finishing School (Glion-sur-Montreux), Kirchenfeldbrücke (Bern), Swiss Centre (London).

The Sound of Music — Fragt man ältere Briten nach einem schweizerischen Kinofilm, erinnern sie sich an die Filmversion des Musicals «The Sound of Music» mit Julie Andrews in der Hauptrolle. Der Charme des alpinen Schinkens entspricht genau dem, was sich die Briten unter der helvetischen Bergwelt vorstellen. Schade nur, dass die Geschichte mit der Schweiz nichts zu tun hat. Die Handlung erzählt von einem Witwer, der sich in ein Kindermädchen verknallt. Die Filmaufnahmen wurden in Hollywood, in Bayern und Salzburg gedreht. Das ist einerlei in Grossbritannien, wo der höchste Berg 1345 Meter niedrig ist – ein Nichts im Vergleich zu einem Schweizer Gipfel. *Rolf Hürzeler*

Meisterspion — Im Oktober 1948, wenige Tage vor seinem 17. Geburtstag, traf der Brite David John Moore Cornwell in Bern ein – jener Mann, der später unter dem Namen John le Carré zum weltberühmten Autor von Spionage-Thrillern werden sollte. Ohne Deutsch zu können, begann er Germanistik zu studieren, las Gottfried Keller, schüttelte Thomas Mann die Hand. Immer knapp bei Kasse, jobbte le Carré im Bahnhofbuffet und schrubkte die Elefanten des Circus Knie. In Bern tastete er sich langsam an das andere Geschlecht her-

an, vor allem aber machte er im Auftrag der britischen Botschaft erste Erfahrungen als Spion. Nach einem Jahr reiste er weiter, an die Zeit in der Bundesstadt erinnert er sich bis heute gerne zurück. *Rico Bandle*

Brücke in die Freiheit — Geldnot kann ein Segen sein. Besonders wenn «englische Kapitalisten» Hand bieten. 1883 schenkte die Berne Land Company der Hauptstadt – schon damals notorisch klamm – ihr schönstes Quartier, das Kirchenfeld, und die gleichnamige Brücke dazu. In bloss 21 Monaten aus 1300 Tonnen Stahl aufgebaut, inspiriert der Prachtbau seither zu grossen Taten. Albert Anker zu seiner «Kleinkinderschule». Friedrich Dürrenmatt zu «Die Brücke» in den Stoffen VI. Und uns, in trunkenem Übermut, zu nächtlicher Kletterei: die Taschen unserer Lederjacken voller Bierflaschen, waren wir über die feuchten Eisennieten hochbalanciert; schliesslich baumelten unsere Beine dreissig Meter über dem gähnenden Aare-Schlund, und wir inhalierten erstmals in unserem Leben – dank dir, Britannia! – die Zugluft der freien Welt. *Urs Gehrig*

Pinselstriche für einen Wahnsinnigen — Dem Künstler wurde die Schweiz zu eng, zumal sich Johann Heinrich Füssli (1741–1825) am Pro-

test gegen den korrupten Landvogt von Grünigen beteiligt hatte. Füssli floh über Deutschland nach Grossbritannien, wo er eine tolle Karriere an der Royal Academy of Arts in London hinlegte. Seine schwülstigen Darstellungen von Seeschlangen, verängstigten Jungfrauen oder fürchterlichen Hexen trafen genau den Zeitgeist, besonders auch den Geschmack von König Georg III. Der war allerdings wahnsinnig, was die Leistung von «Füssli», wie ihn die Briten nannten, in einem etwas anderen Licht erscheinen lässt. *Rolf Hürzeler*

Thomas und sein Tross — Fast wäre es nach Norwegen gegangen, doch dann entschied sich der Junior United Alpine Club für die Schweiz. Am 26. Juni 1863 brachen zwölf Männer und Frauen aus London ins Berner Oberland auf. Es war die erste Schweizer *package tour* (Pauschalreise) des Reiseveranstalters Thomas Cook. Möglich war dies für den Pionier des Fremdenverkehrs, weil es eine Infrastruktur mit Strassen, Kutschen, Bergbahnen und Gasthöfen gab. Nur eines störte das perfekte Bild, wie die Reischronistin Miss Jemima berichtete: die Eingeborenen. Sie seien schmutzig, abergläubisch, inzestuös und rückständig. Ausserdem hätten fast alle einen Kropf. *Wolfgang Koydl* ○

Lustiger als der Rest der Welt

Von Rolf Hürzeler — Von Monty Python über Benny Hill zu Borat: Wie funktioniert der vielzitierte, einzigartige britische Humor?

Die Szene ist unvergesslich: Brian und seine Kumpels hängen am Kreuz und trällern unerschrocken: «Always look on the bright side of life...» In einer nächsten Strophe setzen sie noch einen drauf: «Always look on the bright side of death...» Das ist einer der Höhepunkte aus dem Kinofilm «Life of Brian» (1979) der Komikergruppe Monty Python. Tabubrüche noch und noch – wider die Kirche, die politische Korrektheit und vor allem den Tod.

Aber auch das ist britischer Humor: Der Komiker Benny Hill wacht in einem Sketch auf, zieht ein neues, noch nie getragenes Hemd über und springt wie ein brünstiger Hengst durchs Schlafzimmer, weil ihn eine Nadel der Verpackung ins beste Stück pikst. Derb und vorhersehbar, aber die Lachsalve in der TV-Produktion ist Hill sicher.

Die Briten, vor allem die Engländer, bilden sich etwas ein auf ihren Humor. Sie halten sich für wesentlich lustiger als den Rest der Welt, vor allem im Vergleich zu den Franzosen und den Amerikanern. Von den Deutschen ganz zu schweigen. Dies konstatiert etwa die Soziologin Marie Gillespie von der Open University: «Wir Engländer nehmen den Humor ernst.» Sie sammelte mit ihrem Team vor Einkaufszentren Witze von mehr als 400 Leuten und analysierte die Tabubrüche. Wenig überraschend hörten die Forscher zahlreiche Zoten oder rassistische Verunglimpfungen, genauso wie das im übrigen Europa der Fall wäre. Eher überraschender war der Befund, dass die Snobs des britischen Klassensystems kaum zum Lachen animieren; anders als die Würdenträger der Kirche, die immer gut für einen Witz sind.

Grossbritannien und Deutschland im Final
Dennoch gibt es den einzigartigen britischen Humor. Er blitzt immer dann auf, wenn man ihn am wenigsten erwartet. Das kabelte der amerikanische Radio- und TV-Pionier Edward R. Murrow nach dem Zusammenbruch Frankreichs im Zweiten Weltkrieg in die USA. «Grossbritannien und Deutschland stehen im Final», soll ein Zeitungsjunge ausgerufen haben. Eine harmlose Sportmetapher erfasst in den Londoner Trümmern den mörderischen Krieg trefflich – Understatement pur.

Zensorisches Ungemach droht dieser Art von Humor, wie der englische Komödiant und Schauspieler David Jason feststellte: «Die politische Korrektheit tötet den britischen Humor.» Diese Erfahrung machte die *Sun*, nachdem sie den Sprachfehler des englischen

Fussballtrainers Roy Hodgson imitiert hatte. Die Aufsichtsbehörde Press Complaints Commission intervenierte und forderte mehr Respekt für alle Briten mit einem Sprachfehler. Der libertäre Publizist Mick Hume sieht in solchen Fällen seine These bestätigt, die er in seinem Buch «Trigger Warning» vertritt: «Das Bekenntnis zur freien Rede erinnert mich an die gefährdeten Tierarten. Alle bekennen sich zu ihnen, aber sie verschwinden zusehends.» Laut Hume bedeutet die Angst vor der Beleidigung anderer das Ende der freien Rede.

Umso erfrischender, dass sich vereinzelt Politiker nicht daran halten. Wie kürzlich der Unterhausabgeordnete Boris Johnson, einer der führenden Anti-EU-Exponenten, als er für die *Weltwoche* einen Limerick dichtete, der auf den türkischen Präsidenten gemünzt war:

*There was a young fellow from Ankara
Who was a colossal wankera
Till he sowed his wild oats
With the help of a goat
But he didn't even stop to thankera*

Limerick? Diese kurzen, politisch oft völlig unkorrekten Ulkgedichte illustrieren das Skurrile des britischen Humors am besten. Nonsense pur zwar, aber dennoch weiss jeder, was gemeint ist. Das hat als einer der Ersten der blitzgeschei-

te Kinderbuchautor Lewis Carroll begriffen und mit dem Gedicht «Jabberwocky» in seinem Buch «Alice hinter den Spiegeln» umgesetzt, dessen Filmversion derzeit im Kino zu sehen ist:

*'Twas brillig, and the slithy toves
Did gyre and gimble in the wabe ...*

Auf dem Index

Ein Engländer versteht so wenig wie ein Deutscher, was diese Zeilen bedeuten. Aber sie klingen in englischen Ohren amüsant, weil sie gedanklich komische Wortspiele auslösen.

Verständlich für die Engländer, unverständlich für die Amerikaner. Das musste etwa der voluminöse Schauspieler und TV-Produzent Ricky Gervais mit seiner Comedy-Serie «The Office» erfahren. Die britische Version kam bei einem amerikanischen Testpublikum überhaupt nicht an, die Amis fanden *Bürolöli* Michael Scott gar nicht lustig, so dass die Produktion dieser Rolle die Kanten schleifen musste – weniger deppert und vor allem nicht mehr so gemein. Die sensiblen amerikanischen Seelen durften sich nicht zu sehr provoziert fühlen.

Anders als in Europa, wo global getrimmter britischer Humor ankommt. Komiker wie der geniale Rowan Atkinson als Mister Bean, Sacha Baron Cohen als Borat oder der unverwundliche John Cleese provozieren höchstens in Einzelfällen Protest. Sie setzen auf einen unpolitischen und menschlichen Humor, verletzen indes im Einzelfall dennoch Tabus wie etwa Cohens Kunstfigur Borat, der antisemitische TV-Reporter aus Kasachstan, beziehungsweise Brüno, das schwule österreichische Pendant. Einzig die kasachischen Behörden weit weg in Asien setzten Borat auf den Index – zur grossen Freude von Cohen. ○



Sie nehmen den Humor ernst: Benny Hill, 1980.

Freiheit über alles

Von James Delingpole — Kurz vor dem Referendum über die britische EU-Mitgliedschaft besuche ich die Schweizer. Ich will wissen, warum ihr ausserhalb der EU so erfolgreich seid.

Mein Name ist James Delingpole, ich schreibe regelmässig für die amerikanische Nachrichtenwebsite *Breitbart News* und den *Spectator*, gewissermassen das britische Pendant der *Weltwoche*. Kurz vor dem historischen Referendum über die britische EU-Mitgliedschaft bin ich in die Schweiz gereist, um herauszufinden, wie es aussehen könnte, wenn wir unsere Unabhängigkeit von diesem antidemokratischen etatistischen Koloss zurückerlangen. «Ich glaube, ein Austritt wäre sehr gut für euch», sagt mein neuer Freund Christoph Blocher, der euch Schweizer vor den Klauen der EU bewahrt hat.

Ich hatte noch nie von ihm gehört. Was ich bei Wikipedia über ihn fand, klang nicht sehr positiv – aber das gilt schliesslich auch für meinen Wikipedia-Eintrag. So ist das eben, wenn man die Freiheit über alles liebt, für freie Marktwirtschaft ist und möglichst wenig Staat haben will. Im Internet steht man dann ganz schnell als Nazi da.

Dummerweise hatte ich vor unserer Begegnung rasch noch eine Pizza mit viel Fleisch verzehrt (wenn ich nicht regelmässig etwas esse, werde ich unleidlich) und nicht die Zeit gehabt, mir die Hände zu waschen. Während Blocher mich herzlich empfängt, schiesst mir der Gedanke durch den Kopf: «O Gott, seine Hände riechen jetzt bestimmt nach Fleisch.» Aber auch wenn er es bemerkt hat – er ist viel zu höflich, um etwas zu sagen. Für einen prominenten Politiker und Milliardär ist er völlig frei von Allüren, was gewiss auch zu seiner Popularität beiträgt. Er hat, wie sein englischer Seelenverwandter Nigel Farage, der für sein Lachen und seinen enormen Bier- und Zigarettenkonsum bekannt ist, einen unmittelbaren Draht zu den Menschen.

Fuchsjagd und Käserennen

Vielleicht weil ich unweit von Birmingham, der Wiege der industriellen Revolution, geboren wurde und aufwuchs, sind mir Leute, die Güter und Dienstleistungen produzieren, die zum Wohlstand eines Landes beitragen, sympathischer als Staatsbedienstete, deren Arbeitsplätze wir mit unseren Steuern finanzieren.

Wenn ich Linke ärgern will, sage ich manchmal, dass es mir lieber wäre, meine Kinder würden für einen Waffenproduzenten arbeiten, statt sich für einen elenden Job im öffentlichen Dienst herzugeben. In Wahrheit bin ich ein sehr grosszügiger Vater. Ich möchte nur, dass meine Kinder glücklich sind und genug Geld haben, damit sie mich im Alter versorgen können. Aufgrund

meiner Herkunft habe ich aber tatsächlich mehr Hochachtung vor Werte schaffenden Unternehmern wie Christoph Blocher als vor Beamten, beispielsweise den 28 EU-Kommissaren in Brüssel, die unsere Souveränität mit Füßen treten.

Die derzeitige Handelskommissarin, eine Schwedin, war in der Vergangenheit Soziologiedozentin. Ich habe nichts gegen Schweden, aber sehr viel gegen die Soziologie – eine Pseudowissenschaft, die erfunden worden ist, um Jobs für unvermittelbare Akademiker zu schaffen. Ich stelle fest, dass die EU noch kein Freihandelsabkommen mit China geschlossen hat. Christoph Blocher unterhält seit 1980 Geschäftsbeziehungen mit China und hat dort inzwischen 117 Produktionsanlagen. Hmm. Drängen sich da irgendwelche Lehren auf?

Um einen Eindruck von der «echten Schweiz» zu bekommen, besuche ich das Schwingfest in Aeschi, esse Bratwurst, trinke Rugenbräu und Kafi Schnaps und rauche eine Krumme. Wie auf den Fotos zu erkennen ist, sehe ich absolut wie ein Einheimischer aus, weshalb mich niemand für einen Touristen hält. Angesichts der grossartigen Preise im Gabentempel – ein eindrucksvoller Bulle und besonders ein süsses Fohlen – bin ich fast versucht, mir eine dieser speziellen Ringerhosen anzuziehen und selbst in den Ring zu steigen. Aber dann schaue ich mir all diese kräftigen Männer noch einmal an und stelle mir vor, wie es sein muss, von ihnen in das Sägemehl geworfen zu werden.

Ich fühle mich eigentümlich wohl unter den Zuschauern, kernigen, unverfälschten Bauernleuten mit ihren fremdartigen Gebräuchen, ihren altmodischen Umgangsformen und ihrer Arglosigkeit. Das meine ich überhaupt nicht gönnerhaft. Ich selbst lebe auf dem Land, umgeben von Schafen, und was ich in Aeschi erlebt habe, erinnerte mich an unsere eigenen ländlichen Traditionen – vom Käserennen (dabei rennt man einem riesigen Käselaub hinterher, der einen Hügel hinunterrollt) und Volkstanz bis zur Fuchsjagd, die ich ganz besonders liebe.

Fuchsjagd sieht so aus, dass man sich, gekleidet wie ein Landadeliger aus dem 18. Jahrhundert und nicht mehr ganz nüchtern, auf ein Pferd schwingt und wie ein Verrückter querfeldein reitet, immer einer Meute von vierzig Hunden hinterher, die ihrerseits einen Fuchs verfolgen. Für den Reiter ist es im Grunde viel gefährlicher. Im Laufe meines Lebens habe ich viele riskante Dinge gemacht: Ich bin mit 200 km/h auf einer Honda Fireblade durch die Gegend gerast, in Südafrika habe ich einen



Begegnung im Sägemehl: Schwingfest in Aeschi.



«Echte Schweiz»: «Pride Festival» in Zürich.



Fremdartige Gebräuche: die erste Krumme.

Tauchausflug im Käfig zu Weissen Haien gemacht, in Simbabwe bin ich von einem Felsen neben den Victoriafällen sechzig Meter in die Tiefe gesprungen, und während des Bürgerkriegs in Uganda wäre ich von betrunkenen Soldaten fast erschossen worden – aber all das reicht nicht an die Erregung und den Adrenalinausstoss und die pure Lebensfreude heran, die man bei der Fuchsjagd empfindet.

Das ist ein etwas wunder Punkt, da ich mir kürzlich bei einem üblen Sturz das Schlüsselbein und mehrere Rippen gebrochen habe und anschliessend an einer Lungenembolie fast gestorben wäre. Daraufhin hat meine Familie mir verboten, jemals wieder auf Fuchsjagd zu gehen. Aber diesen Sport und seine Anhänger



Im Gabentempel: mit Trachtenfrau am Schwingfest.



Verrückte Atmosphäre: Reithalle.



«Baritsu»: Reichenbachfall.



Viel zu höflich: mit Blocher.



Hallo, Erderwärmung?: Aarebad in Bern.

werde ich immer lieben. Man erlebt ein Kameradschaftsgefühl, das es in dieser Intensität sonst wohl nur noch bei Militäreinsätzen gibt.

Aussenstehende, die von dieser Sache keine Ahnung haben, können das natürlich nicht verstehen, vor allem urbane Akademiker, die die Landbevölkerung seltsam und rückständig finden. Sie wollen die Fuchsjagd wegen angeblicher Grausamkeit sogar verbieten. (Tatsächlich existiert ein solches Verbot bereits, aber wir machen natürlich trotzdem weiter.) Ich vermute, dass es wenig mit Tierschutz zu tun hat, sondern eher Ausdruck jener miesepetrigen Freudlosigkeit ist, die viele linksliberale Städter ausstrahlen. Oder wie der amerikanische Satiriker H. L. Mencken es for-

mulierte: «Puritanismus: die quälende Furcht, dass irgendwo irgendjemand glücklich sein könnte.»

Dann in Meiringen und von dort mit der Drahtseilbahn hinauf zum Reichenbachfall, um den Ort zu besichtigen, wo Sherlock Holmes in den Tod gesprungen ist. Mit Blick auf seine enttäuschten Fans blieb Arthur Conan Doyle nichts anderes übrig, als zu erklären, dass Holmes mittels einer geheimnisvollen Sprungtechnik namens «Baritsu» seinen Tod nur vorgetäuscht habe.

Ich musste an die engen Beziehungen denken, die wir Briten seit langer Zeit zu euch Schweizern haben. Es begann mit den Shelleys, Lord Byron und einigen anderen roman-

tischen Dichtern und Malern, die in den dramatischen Schweizer Bergen die «Erhabenheit der Natur» entdeckten. Im Anschluss daran haben wir quasi euren Wintersport erfunden. Und dank Thomas Cook gaben wir schliesslich den Anstoss zum Schweizer Fremdenverkehr. Aber all das wäre nicht möglich gewesen ohne den grundlegenden Rohstoff: die unglaubliche Schönheit der Schweiz.

Bern. Warum hat mir noch nie jemand von Bern erzählt? Ich hatte angenommen, die Hauptstadt sei eine seelenlose, funktionale Verwaltungsstadt wie etwa Ankara oder Bonn. Doch Bern zählte zu den Höhepunkten meiner Reise – vor allem der grandiose Moment, als ich in die Aare sprang.

Glaube an Selbstdisziplin

Gut, alle machen das. Aber nicht unbedingt wenn der reissende Fluss eine Temperatur von 13 Grad hat und Hochwasser führt, wie an dem Tag, als ich hineinsprang. (Hallo, Erderwärmung? Vielleicht ein kleines bisschen?) Ihr solltet das mit Recht zelebrieren: mitten in eurer Hauptstadt ein einziger Affront gegen staatliche Bedenkenträger. Ich hoffe, das bleibt auch in Zukunft so: ungeschützt, ein bisschen riskant, ohne öde Vorschriften grauenhaft wohlmeinender grüner oder roter Politiker.

Am letzten Abend besuche ich die Reithalle, eine schöne Gelegenheit, meinen beiden Leidenschaften zu frönen. Von der Reiterei habe ich ja schon erzählt. Aber ich bin auch ein grosser Musikfan. Es war eine sehr verrückte Atmosphäre an diesem späten Abend, als die amerikanische Noise-Rock-Band Unsane spielte. Fünfundzwanzig Jahre lang war ich Rock-Kritiker – zu meinen schönsten Erinnerungen gehört die Woche in Los Angeles, als ich ein Interview mit meinen Heroen Jimmy Page und Robert Plant machte – stellen Sie sich vor, am Ende fuhren wir, nur er und ich, in seinem offenen Sportwagen zu einem Restaurant. Um die Zeit totzuschlagen, hing ich mit Musikern der Black Crowes am Pool herum, die mich zu einer der besten Aftershow-Partys mitnahmen, die ich je erlebt habe. Und es blieb auch noch Zeit, meine beiden anderen Lieblingsbands zu hören – PJ Harvey und Tricky.

Ja, und die Anfänge von Acid House in den späten Achtzigern habe ich auch miterlebt, mit Bandana und Smiley-T-Shirt. Ich war eines der ersten Kids in London, die Ecstasy genommen haben. (Bei meinen eigenen Kindern wäre ich diesbezüglich nicht ganz so begeistert.)

Manche mögen sich wundern, dass ich an Dinge wie Selbstdisziplin, fiskalische Korrektheit und Literatur glaube (ich habe in Oxford Anglistik studiert) und zugleich an Sex, Drugs und Rock 'n' Roll. Für mich drückt sich darin die Essenz des klassischen Liberalismus aus: Freiheit, eingebunden in Tradition, Augenmass und Integrität. Im Grunde genau das, was euch Schweizer auszeichnet. ○

Yeah, yeah, yeah!

Von Matthias Matussek — Für den Ursprung des Britpop gibt es eine Formel. Sie lautet: Hunger plus Witz plus Bewunderung für die fetten Cousins aus Amerika.

Als die Beatles 1964 zum ersten Mal in den USA aufsetzten und die dortigen Teenager in Hysterie versetzten, sprach Walter Cronkite von einer neuen «British Invasion», durchaus mit gewollten Anklängen an die Angriffe der britischen Truppen auf Maryland im Jahr 1812. John Lennon hat die Bezeichnung gefallen, als Brite genoss er zynische Pointen. Die «British Invasion», so Cronkite, könne man «auch als Beatlemania bezeichnen».

Tatsächlich ist der Pop oder Beat so britisch wie *plum pudding*, der ja aus allem Möglichen gemixt ist. John Lennon mit den Beatles und kurz danach Mick Jagger und Keith Richards von den Rolling Stones waren fasziniert vom schwarzen Blues und von den Rock-Varianten von Leuten wie Elvis Presley und Muddy Waters, Bo Diddley und Chuck Berry Anfang der sechziger Jahre.

Nur um sie zu übersetzen in ihr ganz eigenes Idiom, im Falle der Beatles mit Anklängen an Rock und Skiffle und Dancehall und allem Möglichen, was es braucht, um die Sache auf Touren zu bringen. Es war die Musik von ausgehungerten Jugendlichen, die im Gegensatz zu den Cadillac fahrenden Konsumkids des Kriegspartners dem goldenen Traum nur hinterherhecheln konnten.

Also Hunger plus Witz plus Bewunderung für die fetten Cousins.

So schmetterten die Beatles dann ihre Harmonien, *yeah yeah*, klar, sie liebt dich und besonders dich, und dann wurden die Texte immer intelligenter und anspruchsvoller, Gedichte und Balladen in Musikform: «Eleanor Rigby picks up the rice in the church where a wedding has been» (Eleanor Rigby sammelt den Reis auf in der Kirche, wo geheiratet worden ist), so eine Zeile fällt nur einem Genie ein, ein ganzer Roman in dieser Zeile.

Der britische Pop, das sind, in einem Wort, die Beatles.

Dann kam das Album «Revolver» mit dem Song «Taxman», über die hohen Steuern auf der Insel unter Labour-MP Wilson und seinem Schatzkanzler Heath, die bis zu neunzig Prozent des Einkommens abgriffen. Jede Menge Kleine-Leute-Poesie, die «Penny Lane» und der Zirkus für Herrn K. auf der «Sgt. Pepper's»-LP.

Das ist der Schuss Folklore, ohne den der britische Pop nicht denkbar ist. Der Wunsch nach

Spiessigkeit. Auch die Kinks schafften es, ganz unironisch das Leben aus Sicht der einfachen Leute zu sehen, die in Waterloo ihre *tea time* halten. «Waterloo Sunset» und «Afternoon Tea» besingen in all dem hysterischen Hippie-Trubel das beschauliche Glück im Kleinen, den Kleinbürger als Hippie, mit voller Sympathie für den «Spiesser».

Komisch, dass das bisher übersehen wurde. Diese liebevolle Verbrüderung der Jungen mit den Alten in den Sechzigern, da ahnten sie noch nichts von der grauen Lawine, die sich



Liebevolle Verbrüderung: Londoner Carnaby Street, 1969.

irgendwann zeigen würde, gipfelhoch, und auch nicht, dass sie die Lawine sind.

Da war Ray Davies mit seiner so ungeschminkten Liebe zum schönen Alten in «20th Century Man»:

*You keep all your smart modern writers
Give me William Shakespeare
You keep all your smart modern painters
I'll take Rembrandt, Titian, Da Vinci and
Gainsborough*

Ray Davies der Bürgerliche, schon damals extravagant.

Doch noch einmal zurück.

Was Mitte der sechziger Jahre im Gefolge der Beatles und der Rolling Stones dann rollte und rollte und nicht mehr aufzuhalten war, sprudelte aus allen möglichen Kneipen und Pubs und Garagen auf der Insel: die schon genannten Kinks, The Who, Dave Clark Five, Small Faces, The Hollies, The Animals, Jethro Tull – ab 1965 war der melodiose Pop von der Insel Mainstream der Babyboomer, der sich durchgestzt hatte, er war Religion und Brauchtum, und Swinging London mit der Carnaby Street war das Mekka.

Und der Minirock die wahrscheinlich schönste Erfindung der hedonistischen Jugend-internationale seit Popcorn.

Aus diesem ewig jungen, ewig kreativen Brodeln kamen weitere, die Led Zeppelin mit ihrem Rock wie Düsentriebwerke, die Queen, Deep Purple, Black Sabbath, Glam-Rocker wie David Bowie, Supergruppen wie die Cream mit Eric Clapton, Jack Bruce und Ginger Baker.

Maskeraden und doppelte Böden

Das erste Album, das ich mir zulegte, war «Something Else» von den Kinks, weil ich sie so poetisch und überraschend fand wie die Beatles, und ich kaufte es mir bei einem Schüleraustausch in Grossbritannien an der Carnaby Street, neben ein paar T-Shirts, die ich klaute. 1969 bin ich mit einem Freund und unseren Freundinnen dort gestrandet, wir schliefen in Belgien bei reizenden Leuten, die uns mitgenommen hatten, London war der Mittelpunkt und Pflichtbesuch wie die Hadsch für einen Muslim, und drei Jahre später war es Indien.

Der Pop war die Musik der Mittelklasse. Selbstverständlich war Ray Davies Student an einer Kunstakademie, ebenso wie Stevie Winwood, genauso wie Mick Jagger oder später die Jungs von 10cc. Der intelligente britische Pop arbeitet mit Maskeraden und doppelten Böden, mit Kunstkonzepten und eklektischer Lust und immer mit Humor – oder besser: mit Witz.

Ich hatte Ray Davies mal nach den Ursachen für die britische Pop-Explosion gefragt, warum der Pop ausgerechnet in Grossbritannien loslegte, er stocherte ein wenig herum und sagte dann etwas

sehr Einleuchtendes: «Das hängt mit der Insel-Lage zusammen, mit dem Gefühl, nicht rauszukommen, da entsteht so ein Hochdruck, der nach Ventilen sucht – und die hat der Pop geliefert.»

Natürlich war auch die nächste grosse Welle, der Punk, eine britische Erfindung, von Malcolm McLaren und Vivienne Westwood konzipiert, die die Sex Pistols auf die Öffentlichkeit losliessen, mit Karottenköpfen, Sicherheitsnadeln in den Ohren und drei Akkorden, maximal. Roher Minimalismus in den Siebzigern gegen einen breiig gewordenen Orchester-Pop. Die Nullstellung.

Und dann das Britpop-Revival in den neunziger Jahren, Oasis und die leicht bis mittelschwer getürkte «Cool Britannia»-Manie der Millenniumsjahre, in denen Tony Blair zu besonderen Gelegenheiten in 10 Downing Street die Gitarre aus seinen «Ugly Rumours»-College-Zeiten irgendwelchen Gallagher-Lümmeln aus der Pop-Schickeria zeigte, die sich dann später in der *Daily Mail* darüber auskippten vor Lachen. Blairs Rumours übten in einem Raum in der Kirche

von Richmond an der Themse, wo ich mein Büro hatte und wo Mick Jagger und Pete Townshend um die Ecke wohnten. Eines Morgens erschrak sich mein Sohn beim Bäcker fürchterlich über eine ziemlich hässliche schwarzgekleidete Frau, die aussah wie eine Hexe.

Es war Ron Wood von den Stones!
Der britische Pop lebt, immer noch!
Und er lebt in der Erinnerung.

Und die ist, dank Youtube, unauslöschlich. Die artigen Beatles in der Carnegie Hall mit der Aufforderung zum Applaus, «die hinteren Logen klimpern einfach mit ihren Juwelen», und so wie John das sagte, waren auch die Juwelen zweideutig. Bilder aus dem Pop-Album. Das erste Video der Geschichte, «Strawberry Fields», diese ins Moll stürzenden Tonwogen zu Amateurfilmspässchen von John und Paul, dann Mary Quant und Twiggy und Miniröcke und Lacklederstiefel in Schwarz und Weiss, der Prozess gegen Mick Jagger wegen Cannabis-Besitzes und das Video dazu, «We Love You», mit den wütenden Perücken-Anklägern der Krone und den quietschend ins Schloss fallenden Zellentüren, die Regenbogenfarben zu

London war der Mittelpunkt und Pflichtbesuch, wie die Hadsch für einen Muslim.

Brian Augers und Julie Driscolls «Wheels on Fire» und die Hollies mit «Bus Stop» und «Jennifer Eccles», die Brit-Invasion. Der britische Pop der sechziger Jahre hatte mehr Kreativität rund um die Welt freigesetzt als je eine vergleichbare Dekade: Das Hochamt wurde in der ersten globalen BBC-Schalte 1967 gefeiert, als die Beatles «All You Need Is Love» hinausposaunten: Da thronten sie wie morgenländische Fürsten aus einem Blumenland, und zu ihren Füßen und ringsherum Mick Jagger, Donovan und die anderen Celebrities dieses legendären Popkönigreiches auf der britischen Insel.

Noch einmal «Sunshine of Your Love»

In 31 Ländern wurde das Sing-along live übertragen und von 400 Millionen Zuschauern gesehen. Das waren die Grössenordnungen damals. Der britische Pop regierte.

Und welches Glück, einige seiner Grössen noch einmal versammelt zu sehen auf dem Live-Aid-Konzert im Hyde Park 2005, wo es, soweit ich mich erinnere, gegen den Hunger in der Welt ging und wo sich die Legenden noch einmal zusammenfanden, Pink Floyd mit ihren Rätsel-Weltraumklängen aus «The Dark Side of the Moon» und Roger Daltrey im Lederfransenhemd, der noch einmal «Pinball Wizard» herauskrächte und «Who Are You», und wo Pete Townshend noch einmal den Luftspagat sprang, und sie zitieren sich mit bester Laune, die alten Herren.



Ein Schuss Folklore: Rockband The Who mit Pete Townshend (v.), Mitte der Sechziger.

Und Madonna und Elton John und Scissor Sisters und Red Hot Chili Peppers und Green Day und U2 und R.E.M. und Eurythmics und Sting und Robbie Williams und Paul McCartney und selbst auf seine kaputte Art Pete Doherty machten klar, welchem gemeinsamen Boden ihre Einfälle entspriessen, denn auch die neuen Ideen sind alte, und überhaupt sind im Pop alle immer alle da.

Und sogar die Cream traten noch einmal gemeinsam auf in jenem Jahr, ich komme ins Plaudern wie alle älteren Herren, in der Royal Albert Hall war es, und vor mir stand Gabriel

Byrne neben seinem sechzehnjährigen Sohn, der verständnislos auf den begeisterten Papa starrte, als Ginger Baker sein Drummer-Solo trotz seiner Gicht so virtuos runtergepeitscht hatte und Jack Bruce, den gerade überwundenen Krebs noch im Gesicht, gemeinsam mit dem stoischen Eric Clapton «Sunshine of Your Love» in die Ränge sang.

Weltkulturerbe britischer Pop. Wenn es ein britisches Walhalla gäbe, stünden sie dort alle in Marmor. Allerdings in einem Sketch von Monty Python.

Eben Pop.



Einigung des indischen Subkontinents: König Edward VIII. besucht Bhopal, 1926.

Geschichte

Loblied auf das Empire

Von Andrew Roberts — Der britische Kolonialismus wird heute als rassistisches Ausbeutersystem gesehen. Dabei war er eine grosse Kraft, die Fortschritt in die Welt brachte. Im Unterschied zu anderen Kolonialmächten hinterliessen die Briten in Afrika und Asien tragfähige Institutionen und Infrastrukturen.

Das britische Empire – das im Juni 1497 begann, als John Cabot Neufundland betrat, und exakt fünfhundert Jahre später endete, als der Gouverneur von Hongkong, Chris Patten, diese Kolonie an China übergab – ist ein zentraler Teil der britischen Geschichte. Für die meisten Menschen, die während dieses halben Jahrtausends in den britischen Territorien lebten, war das Empire eine beispiellos gute Erfahrung – nicht allein für Britannien und seine imperialen Untertanen, sondern für die ganze Welt. Es war nicht vollkommen – keine von Menschen geschaffene Institution ist voll-

kommen –, aber in späteren Jahrhunderten wurde es von Leuten geführt, die sich dafür engagierten, den von ihnen regierten Kolonialvölkern ein besseres Leben zu ermöglichen.

Zivilisatorische Mission

Sie fanden in Afrika und Asien weite, oft durch chronische Stammeskämpfe entvölkerte Landstriche vor, brachten Frieden unter der britischen Krone, verlegten Eisenbahnlinien über Zehntausende von Meilen, bauten unzählige Krankenhäuser, architektonische Juwelen wie etwa Sir Edwin Lutyens' Neu-Delhi, bedeu-

tende Häfen wie Bombay, Madras, Kalkutta und Karatschi, bauten Bewässerungssysteme für ausgedehnte Regionen sowie zahllose Brücken und Viadukte – all das wäre bei dem historischen Entwicklungsstand dieser Gebiete nicht möglich gewesen. (Katar Lalvani gibt in seinem neuen Buch «The Making of India» einen detaillierten Überblick über die herausragenden Architektur-, Kommunikations- und Infrastrukturprojekte der Briten in Indien).

Es war das britische Empire, das 1807 den Sklavenhandel abschaffte und anschliessend die Sklaverei in all seinen Kolonien verbot. Ab-

geschafft wurde die in Indien übliche Praxis der Witwenverbrennung (*sati*), die Piraterie im Indischen Ozean wurde ebenso unterbunden wie die rituelle Tötung von Reisenden auf indischen Strassen (durch *thuggees*). Die grössten Hoffnungen, die viele Afrikaner und Asiaten in ihrer Geschichte überhaupt je hatten, ruhten auf einem unbestechlichen, hochgebildeten britischen District Commissioner, der vor Ort unparteiisch Recht sprach.

Der Imperialismus fand auch keineswegs in einem luftleeren Raum statt. Hätten die Briten nicht ihr Empire errichtet, wären die überseeischen Gebiete von Franzosen, Deutschen, Russen, Belgiern, Italienern, Spaniern oder Portugiesen erobert worden, mit entschieden schlechteren Folgen für die jeweilige Bevölkerung. Ein Blick auf die Praxis der Franzosen in Algerien, der Belgier im Kongo, der Italiener in Somaliland und der Deutschen in Namibia zeigt klar, dass es Königin Victorias Untertanen sehr viel besser erging. Die Briten hatten repräsentative Institutionen, die gewährleisten konnten, dass die Kolonialbeamten aufmerksam beobachtet und beurteilt wurden.

Berechtigter Stolz

Ab Mitte des 19. Jahrhunderts führte der moralische Anspruch des Imperialismus dazu, dass die Verwaltungsbeamten nicht käuflich waren – was weder vor der Ankunft der Briten üblich war noch (fast überall) nach ihrem Abzug. Nach 1858 wurde niemand im indischen Kolonialdienst reich, und trotzdem zog es die besten und begabtesten Absolventen von Oxford und Cambridge dorthin, weil sie von der zivilisatorischen Mission des Empire überzeugt waren. Und im Gegensatz zu vielen anderen europäischen Mächten gaben die Briten ihr Kolonialreich weitgehend kampflos auf, nachdem sie zuvor versucht hatten, ihren Nachfolgern die Werte von Demokratie und repräsentativen Institutionen nahezubringen. Dass heute noch so viele Länder dem Commonwealth angehören und neue um Aufnahme ersuchen, ist ein schöner Beleg dafür. Man vergleiche das mit der Politik der Franzosen in Algerien.

Die Geschichte des Empire ist heute überall in Britannien präsent: von Strassen- und Kneipennamen und den vielen fremdländischen Restaurants bis hin zu den Kriegsdenkmälern, die an all jene Australier, Kanadier, Neuseeländer, Inder und Westinder erinnern, die in den beiden Weltkriegen freiwillig für König und Empire kämpften. Indien stellte während des Zweiten Weltkriegs die grösste Freiwilligenarmee aller Zeiten, die den Subkontinent vor der Gefahr einer japanischen Invasion schützte (auf den Philippinen tötete die japanische Armee zwischen 1941 und 1945 17 Prozent der Bevölkerung) und auch im Westen an mehreren Fronten gegen die Achsenmächte kämpfte.

Allerdings besteht heute die reale Gefahr, dass in Britannien eine Generation heranwächst, die dank linker Lehrer, Gewerkschafter, Journalisten und Politiker ein historisch falsches Bild von dem hat, was ihre Grossväter und Urgrossväter auf der ganzen Welt geschaffen haben. Am Ende werden wir eine Nation sein, die sich ihrer Vergangenheit mit Scham erinnert und nicht mit berechtigtem Stolz. Wir verraten unsere Kinder, wenn wir ihnen nicht ein ehrliches Bild vermitteln. Woher sollen sie wissen, wofür ihr Land steht, wenn sie nichts über diesen bedeutsamen Teil ihrer Geschichte und Kultur erfahren?

Wer sich abfällig über all jene Richter, Ärzte und Krankenschwestern, Forschungsreisenden, Soldaten und Seefahrer, Kartografen, Ingenieure und Verwaltungsbeamten äussert, die das grösste Weltreich (seit Rom) erschlossen, aufbauten und verwalteten, leugnet die vielen

Durch die Briten kamen Bildung, medizinische Versorgung und Strassen in abgelegene Gebiete.

positiven Dinge, die sie einem Viertel des Globus brachten. Eine grosse Kraft, die Fortschritt ermöglichte, wird nur noch als durchweg rassistisches Ausbeutersystem gesehen, und das Einzige, was Schüler über die Geschichte des Empire erfahren, ist, dass es gelegentlich – zum Glück selten – zu Massaker kam, wie etwa das Massaker von Amritsar 1919, bei dem 372 Personen, hauptsächlich Hindus, während einer Protestkundgebung erschossen worden waren.

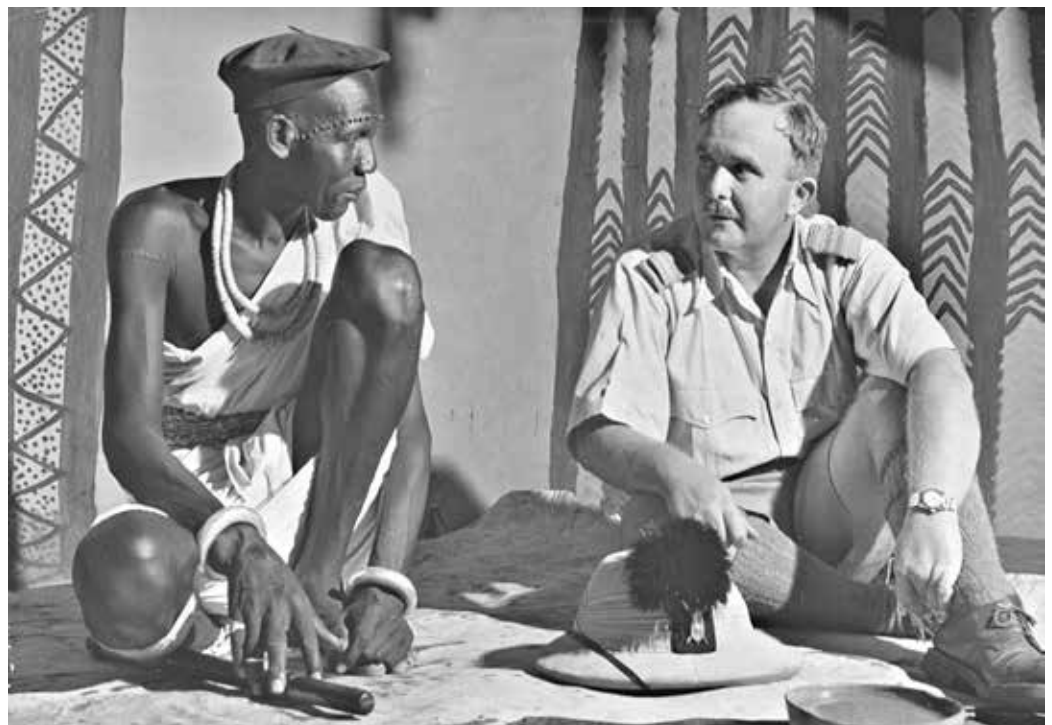
Doch im Grossen und Ganzen sorgten die Briten für gute Regierungsführung, eine unbestechliche Rechtsprechung, für offene Märkte

(wie es der indische Professor Deepak Lal in seinem Buch «In Praise of Empires» beschreibt) und hinterliessen bei ihrem Abzug aus Afrika und Asien demokratische und repräsentative Institutionen, wie sie dort nicht bekannt gewesen waren und in allzu vielen Ländern auch heute nicht existieren.

Kricket und Fussball

Betrachten wir die imperiale Vergangenheit Britanniens also gelassen, weniger voreingenommen und abfällig und geben den jungen Leuten die Möglichkeit, die positiven Seiten des Empire zu sehen und zu würdigen – wobei die negativen Aspekte natürlich nicht verdrängt werden sollten, etwa der inhärente Rassismus eines über Völker anderer Hautfarbe herrschenden Volkes. Das Empire trug die englische Sprache, die Lingua franca von heute, hinaus in die Welt und machte Sportarten wie Cricket und Fussball allenthalben populär. Gewinne flossen in weitere Entwicklungsprojekte. Das Empire einte erstmals den indischen Subkontinent und förderte die Wiederentdeckung der Sanskrit-Literatur und der vergessenen Schätze von Ajanta. Das Empire organisierte die Bewässerung des Pandschab, verbreitete den Gedanken des Fairplay, brachte Bildung, medizinische Versorgung und Strassen in abgelegene Gebiete. Es ist höchste Zeit, dass die positiven Auswirkungen dieses imperialen Engagements wieder objektiv im Unterricht vermittelt werden.

Andrew Roberts, 53, gehört zu den renommiertesten Historikern Grossbritanniens. Er lehrt als Professor für War Studies am King's College in London. Rund zwei Dutzend Bücher hat er publiziert, jüngst «Napoleon the Great» und «Elegy: The First Day on the Somme». Aus dem Englischen von **Matthias Fienbork**



Grösste Hoffnungen: Südsudanesischer Stammeskönig mit District Commissioner, 1940er Jahre.

Abgelehnt

Von Henryk M. Broder — Die Ärzte ohne Grenzen drehen den Geldhahn zu.



Die Organisation Ärzte ohne Grenzen (MSF) hat bekanntgegeben, dass sie ab sofort keine Gelder mehr bei der EU beantragen und auf jede finanzielle Unterstützung seitens der EU-Staaten verzichten wird. Damit wollen die Ärzte ohne Grenzen gegen «die Abschottungspolitik der EU» protestieren. «Wir sehen in unseren Projekten jeden Tag, welches Leid die aktuelle EU-Politik verursacht», so Florian Westphal, Geschäftsführer von Ärzte ohne Grenzen in Deutschland. Es geht immerhin um mehr als 50 Millionen Euro jährlich, im vergangenen Jahr hat die humanitäre Organisation, die in über vierzig Ländern aktiv ist, nach eigenen Angaben 19 Millionen Euro von EU-Institutionen bekommen, 37 Millionen von EU-Mitgliedstaaten und dazu knapp 7 Millionen Euro von Norwegen, das nicht zur EU gehört. Dennoch wollen die MSF auch von Norwegen kein Geld mehr annehmen.

Es dürfte sich um den ersten Fall in der Geschichte handeln, dass eine Organisation, die Menschen in Not hilft, grossspurig auf einen Betrag dieser Grössenordnung verzichtet. Aber die Ärzte ohne Grenzen können es sich offenbar leisten, sie haben angekündigt, dass sie nun «verstärkt auf Privatspender» setzen werden, die ohnehin für über neunzig Prozent des Etats der Organisation aufkommen. Offenbar sind 50 Millionen Euro Peanuts, bei denen es nicht darauf ankommt, wofür sie verwendet werden, sondern woher sie kommen. Im schlimmsten Fall müssen eben ein paar «Projekte» in Afrika gekürzt oder ein paar Flüchtlinge weniger versorgt werden. Aber – das Brüsseler MSF-Büro wird nicht geschlossen, und auch das Gehalt des Geschäftsführers der deutschen Sektion steht nicht zur Disposition.

Ein gutes Gewissen hat eben seinen Preis. Wer demnächst eine Spende an die MSF überweist, sollte eine eidesstattliche Versicherung beilegen, dass es sich um ehrlich erworbenes Geld handelt, das nicht mit Alkohol-, Drogen- oder Tabakhandel verdient und ordentlich versteuert wurde. Sonst wird die Annahme verweigert. Das soll auch der letzte Flüchtling aus Eritrea verstehen. Auch für Ärzte gibt es Grenzen.

Zu viel Macht für die Notenbanken

Von Kurt Schiltknecht — Bis heute gibt es keine Beweise dafür, dass die Nationalbank in Währungskrisen den Wechselkurs mit Zinssenkungen oder Negativzinsen beeinflussen kann.

Vor rund fünfzig Jahren versuchten die Notenbanken, mit einer immer expansiveren Geldpolitik die Wachstumsraten hoch- und die Arbeitslosigkeit niedrig zu halten. Je mehr die Wirkung dieser Politik abnahm, desto stärker wurde die Geldmenge ausgeweitet. Heute stehen wir vor dem gleichen Phänomen. Trotz einer noch viel extremeren Geldmengenausweitung verharret das Wachstum der Weltwirtschaft auf niedrigem Niveau. Dieser unsinnigen Geldpolitik sollte ein Riegel vorgeschoben werden. Vor fünfzig Jahren haben Ökonomen intensiv darüber diskutiert, mit welchen institutionellen Regeln die Geldpolitik in vernünftigen Bahnen gehalten werden könnte.

Mit dem Quantitative Easing sind diese Diskussionen wieder aufgelebt. Eine Lösung ist schwierig. Die Notenbanken einer stärkeren politischen Kontrolle zu unterstellen, hiesse, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass die für die Schuldenkrise verantwortlichen Politiker bei einer Wachstumsschwäche die Notenbanken von einer exzessiven Geldpolitik abhalten würden. Auch die von Monetaristen propagierte Idee eines konstanten Geldmengenwachstums hätte die jüngste Bankenkrise nicht überlebt. Damals mussten die Notenbanken die Liquidität in riesigem Ausmass ausweiten, um ein Überschwappen der Bankenkrise auf die Finanzmärkte und die Wirtschaft zu verhindern. Situationen, in denen geldpolitische Flexibilität gefragt ist, wird es immer geben. Deren Zahl könnte durch eine Verschärfung der Eigenkapitalanforderungen für Banken reduziert werden. So, wie es aussieht, wird dies in absehbarer Zeit nicht der Fall sein. Die weltweite Bankenlobby scheint einmal mehr den Sieg über die volkswirtschaftliche Vernunft davonzutragen. In der Schweiz steht man glücklicherweise etwas besser da.

Wenn Vertreter der schweizerischen Wirtschaft und Politik die Macht der Nationalbank durch die Wiedereinführung fester Wechselkurse brechen möchten, dann ist auch dies ein untauglicher Ansatz. Wechselkursanpassungen erfolgen immer zu spät. Vor allem kennt niemand den «richtigen» Wechselkurs. Das hält allerdings weder die Nationalbank noch die internationalen Organisationen oder Ökonomen davon ab, immer wieder von einem überbewerteten Schweizer Franken zu sprechen. Wären die in den letzten fünfzig Jahren gemachten Be-

hauptungen, er sei überbewertet, richtig gewesen, gäbe es in der Schweiz keine florierende Exportwirtschaft, und der Industriestandort Schweiz müsste in den Standort-Ratings auf einem der hintersten Plätze stehen. Diese Feststellungen bedeuten nicht, dass der Wechselkurs keinen Einfluss auf die Exportwirtschaft hat. Im Gegenteil, die Struktur des Exports hat sich laufend verändert. Während zahlreiche Unternehmen wegen des starken Franks ihre Pforten schliessen mussten, haben andere auf die Aufwertung mit einer neuen strategischen Ausrichtung, mit Innovationen und besseren Produktionsverfahren reagiert.

Wann Interventionen wirken

Die Versuche, die Überbewertung mit Hilfe von Vergleichen der Kaufkraftparität oder der Arbeitskosten zu identifizieren, geben keine schlüssigen Hinweise auf den «richtigen»

Wechselkurs. Man weiss aber auch nicht, wie der Wechselkurs auf Interventionen der Notenbanken reagiert. Interventionen scheinen vor allem in Ländern mit einem schlecht ausgebauten Finanzmarkt Wirkung zu zeigen. Für die anderen Länder gibt es keine überzeugende Evidenz, dass mit Interventionen allein die Wechselkurse nachhaltig beeinflusst werden können. Dass

sich ab und zu als Reaktion auf Devisenmarktinterventionen der Wechselkurs vorübergehend in der gewünschten Richtung bewegt, ist kein Beweis für die Wirksamkeit. Weil Interventionen nur zu einer weiteren unerwünschten Aufblähung der Bilanz führen, sollte die Nationalbank auf diese verzichten.

Bis heute gibt es keine Studien, die zeigen würden, dass die Nationalbank in Währungskrisen den Wechselkurs mit Zinssenkungen oder Negativzinsen beeinflussen kann. Angesichts der Verzerrungen, die die Negativzinsen in der Wirtschaft auslösen, sollten sie deshalb umgehend abgeschafft werden. Solange die grossen Notenbanken tun und lassen können, was sie wollen, werden sie mit der (falschen) Behauptung, dass mehr Geld das Wachstum belebe, die Geldmenge immer wieder übermässig ausweiten. Als Folge davon wird der Wechselkurs des Schweizer Franks, was immer auch die Nationalbank unternimmt, ein Problem bleiben. Man kann nur hoffen, dass es irgendwann gelingen wird, die grossen Notenbanken an Ketten zu legen.



Die Rückkehr Mitteleuropas

Von Boris Kálnoky — Früher waren die neuen EU-Mitglieder im östlichen Europa vor allem Empfänger westlicher Modelle und Ratschläge. Heute wollen sie Europa gestalten – und tun es auch.



Am 1. Juli übernimmt die Slowakei turnusgemäß den Vorsitz in der EU. Zugleich ist mit Donald Tusk ein Pole EU-Ratspräsident. Damit stehen zwei Länder der Visegrad-Gruppe (V4), der noch Ungarn

und Tschechien angehören, an der Spitze zweier EU-Institutionen. Das ist zwar ein Zufall, aber gleichwohl symbolhaft: Denn der Einfluss der Mitteleuropäer in der EU ist so stark wie nie zuvor.

Beim jüngsten V4-Gipfel in Prag umschrieb Ungarns Regierungschef Viktor Orbán den Unterschied zwischen Ost und West in der EU mit «unterschiedlichen Vorstellungen von der Zukunft». Entsprechend wollen die Visegrader jetzt gemeinsame Standpunkte ausarbeiten. Diese Haltung ist neu in den Ländern, die einst zum Ostblock zählten und erst 2004 EU-Mitglieder wurden. Aber schon 1991 beschlossen die damalige Tschechoslowakei, Polen und Ungarn, als Visegrad-Gruppe ihre EU-Integration zu koordinieren.

Lange existierte diese Kooperation so gut wie gar nicht. Die Mitteleuropäer konkurrierten miteinander um die Gunst der Westeuropäer, besonders der Deutschen, und versuchten einander Investoren abzujagen. Dann, als der EU-Beitritt geschafft war, gab es ein weiteres Hindernis für effektive Zusammenarbeit: «Die Regierung in Berlin hat das lange nicht ermutigt», sagte Kai-Olaf Lang von der Stiftung Wissenschaft und Politik. «Man wollte keine Blockbildung innerhalb der EU.»

Flüchtlingskrise änderte alles

Das änderte sich nach der Wirtschaftskrise von 2008/2009. «Mehr Europa» sei die Lösung, dachte man in Berlin und fragte sich, ob es nicht effizienter sei, die V4 als gemeinsamen Ansprechpartner aufzubauen, statt mit jedem der kleinen Länder separat zu sprechen. Ungefähr zur selben Zeit wurde Orbán zum zweiten Mal ungarischer Ministerpräsident, und er dachte gleich daran, aus der V4 ein Instrument zu machen, um die politischen Spielräume der Mitteleuropäer zu erweitern: Zusammen hat man mehr Einfluss als einzeln.

Die Polen vertrauten auf ihre eigene Grösse, und die damalige Führung in Warschau traute Orbán nicht recht über den Weg. Dann kam Ungarns Deal mit Moskau über eine Er-

weiterung des ungarischen Atomkraftwerks Paks, gefolgt von der Ukraine-Krise, in der Polen auf Konfrontation mit Moskau setzte, Ungarn hingegen gute Beziehungen bewahren wollte. Man stritt sich in der V4 auf offener Bühne.

Doch mit der Flüchtlingskrise änderte sich alles. Sie wurde in Mitteleuropa als schicksalhafte Gefahr empfunden, weil die europäische Antwort offenbar darauf angelegt zu sein schien, die Nationalstaaten zu schwächen und eine multiethnische EU zu «vertiefen». Schlagartig erkannten die Osteuropäer, dass sie vitale gemeinsame Interessen haben, für deren Durchsetzung sie eine gemeinsame Politik brauchten. So scheiterte am Widerstand der Mitteleuropäer bislang die von Berlin geforderte Zwangsumverteilung von Flüchtlingen.

In der V4, so erklärte ein hoher Mitarbeiter in der Budapester Regierungskanzlei, sei eine Arbeitsteilung ausgearbeitet worden, die die jeweiligen Stärken der einzelnen Mitglieder zu gemeinsamen Stärken mache. Polen sei für Militärpolitik, die Beziehungen zur Nato, zum Baltikum, zur Ukraine und zu Rumänien zuständig. Ungarn kümmere sich um den Westbalkan und habe den kroatischen EU-Beitritt forciert. Jetzt will Budapest Ähnliches für Serbien tun.

Aus der V4 ist so der Kern einer sehr viel weiter reichenden mitteleuropäischen Zusammenarbeit geworden. Bulgarien hat offiziell die Aufnahme in die Energiekooperation der V4 beantragt. Denn die EU versagt bislang bei der Aufgabe, eine schlüssige Energiepolitik für die Mitteleuropäer zu skizzieren. Sie sollen nur weniger russisches Gas kaufen. Rumänien nähert sich an, die baltischen Länder arbeiten über Polen immer enger mit der V4 zusammen, Slowenien über eine vertiefte Kooperation mit Ungarn. V4-Grenzer patrouillieren in Mazedonien, Bulgarien, Slowenien und Serbien. Es gibt eine gemeinsame V4-Kampfgruppe innerhalb der Nato.

Wien als Gravitationszentrum

All das «ist nicht gegen Deutschland gerichtet, aber ich bin nicht sicher, ob man das dort versteht», meinte ein hoher ungarischer Diplomat. Tatsache ist, dass Mitteleuropa selbstbewusster und weniger deutschlandhörig wird. Dafür wächst die Kooperation mit Österreich, etwa bei der Schliessung der Balkanroute. Ein wenig mutet es an wie die Rückkehr zu einem Mitteleuropa, in dem es neben Berlin auch noch Wien als Gravitationszentrum gab. Auch die Österreicher gewinnen dadurch mehr Gewicht in Europa.

Allen Ländern gemein ist, dass sie von den Deutschen ebenbürtig und nicht von oben herab behandelt werden wollen. «Wenn den Deutschen etwas nicht gefällt, ist immer gleich Verdun, dann wird aus allen Rohren geschossen», meinte ein V4-Diplomat und fügte hinzu: «Es wäre weise, wenn Deutschland ähnlich viel Energie in gute Beziehungen zu Mitteleuropa investieren würde wie in die Beziehungen zu Frankreich.»



Blockbildung innerhalb der EU: Ministerpräsidenten Orbán (l.) und Sobotka.

Politisierte Illustrierte

Von Christoph Mörgeli

Er wollte nie den Schweizer Sonderfall. Aber er wollte immer den Sonderfall Schweizer Boulevard. Während der Boulevard überall anderswo lärmige rechte Politik betrieb, machte Werner de Schepper als *Blick*-Chefredaktor lärmige linke Politik. Dafür entsorgte er sogar die Nackedeis auf Seite drei. Statt den Staatsmoloch zu kritisieren, rief der obrigkeitshörig bekennende Katholik unentwegt nach Vater Staat. In Ewigkeit. Amen.

Werner de Schepper verrannte sich in kopflosen Kampagnen. Er schäumte über bissige Hunde genau wie über Pensionskassenverwalter. Bankmanager waren für ihn fast so gefährlich wie SVP-Politiker. Karikaturist Nico brachte im *Blick* die Bank Swissfirst und deren CEO Thomas Matter mit Kriminalität und Verbrechen in Verbindung. De Schepper schäumte wochenlang über den «Swissfirst-Sumpf» und organisierte eine «Wut-Welle» gegen die Pensionskassenverwalter. Chefredaktor de Schepper stellte die «Bankiers der Swissfirst» in direkten Zusammenhang mit «Mördern», «Vergewaltigern» und «Wirtschaftskriminellen».

De Scheppers Verleumdungen entbehrten jeder Grundlage. Der *Blick* musste sich entschuldigen. Der studierte Theologe verlor seinen Traumjob. Nach einem Abstecher bei der AZ-Mediengruppe ist er 2015 als Co-Chefredaktor der *Schweizer Illustrierten* zu Ringier zurückgekehrt. Ob sich Stefan Regez über seinen neuen Kollegen so richtig freuen mochte, ist nicht bekannt. Regez pflegt heute trotz SP-Vergangenheit einen unpolitischen People-Journalismus über die Schönen, Reichen und Schnellen.

Doch Werner de Schepper wütet politisch wieder wie in seinen schlechtesten *Blick*-Zeiten. Beim Interview mit einer EU-Kommissarin fiel er auf die Knie wie ein Messdiener vor der Jungfrau Maria. Marianne Thyssen sei «eine echte Belgierin», lobte der gebürtige Belgier. In der *Schweizer Illustrierten* sagt nun also Belgien der Schweiz, wo's langgeht. Das Misserfolgsmodell belehrt das Erfolgsmodell. Thyssen schlug «harte Töne» an: «Der Gotthardtunnel nützt uns nichts.» Danke, das hätte uns Brüssel 24 Milliarden früher wissen lassen sollen. «Und die EU lässt nie zu, dass die Schweiz Inländer bevorzugt.» Abwarten. Schliesslich hat der Ringier-Verlag auch zugelassen, dass Werner de Schepper trotz unzähliger *Blick*-Flops bevorzugt wurde, erneut die Spalten eines Ringier-*Blättli* zu füllen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

Wölfe fressen Brexit auf

Von Peter Bodenmann — Genau das, was der Abenteuer-tourismus in den Alpen braucht.



Je mehr Wölfe, desto mehr Bundes-Manna.

Die Mehrheit der Schweizerinnen und Schweizer sind für den Wolf. Für die Mehrheit der Walliserinnen und Walliser sind nur tote Wölfe gute Wölfe. Im National- und Ständerat haben bisher die Feinde und Freunde des scheuen Wolfes nicht weniger als 67 Vorstösse eingereicht. Bewegt hat sich vor und hinter dem Komma null Komma nichts.

Die Walliser wissen das feine Fleisch mehr oder minder junger Lämmer nicht zu schätzen. Umso mehr lieben die Schafzüchter ihre Schwarznasen und Muttchen.

Jedes Jahr kommen in Schweizer Alpen 5000 Schafe um. Nicht wegen des bösen Wolfs, sondern weil sie ohne Hirtinnen und Hirten unterwegs sind. Fehlende Hege und Pflege als Todesursache. Damit nicht genug: Die Walliser Jäger sind alt. Und die Walliser Wilderer sind fast alle tot. Deshalb jagen immer häufiger nicht die Walliser die Wölfe, sondern die Wölfe ein paar Schafe.

Es gibt nur einen vernünftigen Ausweg aus der Wolfskrise: Jeder Wolf bekommt einen Chip. Die unterbeschäftigte Schweizer Armee überwacht mit ihrem ganzen IT-Firlefanz, in welcher Gemeinde sich jeweils wie viele Wölfe über Nacht aufhalten. Der Bund zahlt pro Wolf und Nacht den Bauern der jeweiligen Region eine Kurtaxe von 130 Franken.

Das Mengengerüst für schnelle Dreisatzrechner: Mehr als 200 Wölfe verträgt es in der

Schweiz nicht. Diese würden das Bundesbudget pro Jahr mit 10 Millionen Franken belasten. Das macht jährlich nicht einmal 1 Promille der direkten und indirekten Subventionen für die Landwirtschaft aus. Finanziell alles hinter dem Komma.

Aber mit Folgen: Die Bauern in den Alpen würden neu die Wölfe vor den Jägern schützen. Denn je mehr Wölfe, desto mehr Bundes-Manna. Die Rangers von Pro Natura könnten am Abend am Bildschirm feststellen, wo die Wölfe jeweils unterwegs sind. Um sich danach mit den Touristen deren Spuren zu folgen. Das Heulen der Wölfe würde den Adrenalinspiegel der Nachtwanderer nachhaltig ansteigen lassen. Genau das, was der Abenteuer-tourismus in den Alpen braucht.

Die Briten stimmen am Erscheinungstag dieser *Weltwoche* über den Brexit ab. Die National- und Ständeräte haben sich mit den Gefahren des Brexit – im Gegensatz zu jenen des Wolfs – nicht beschäftigt. Dabei müsste die Nationalbank zeitgleich zu einem Ja einen neuen festen Wechselkurs von mindestens Fr. 1.15 einführen. Jordan wäre aus dem Schneider. Und Schneider-Ammann zufrieden.

Leider werden die Briten den Brexit ablehnen. Und wir werden uns weiterhin mit dem Wolf beschäftigen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Alles oder nichts

Von Kurt W. Zimmermann — Die SRG darf nur, was die Privaten nicht tun? Dann darf die SRG alles. Denn die Privaten tun nichts.

Kuppelshows macht unser Staatsfunk nicht. Wenn man SRF konkurrieren will, muss man darum eine Kuppelshow machen.

In den letzten Jahren gab es drei Sendeformate eines privaten Schweizer TV-Anbieters, die hübsche Einschaltquoten erreichten. Alle drei waren Kuppelshows des Kanals 3+. Sie hiessen «Bachelor», «Bauer, ledig, sucht» und «Bachelorette».

Sonst ist es über fünfzehn Jahre her, dass die SRG von einem heimischen Konkurrenten unter Quotendruck kam. Damals gelang das dem Tamedia-Sender TV3 mit Formaten wie «Big Brother» und «Wer wird Millionär?».

Vergangene Woche erschien der lange erwartete Service-public-Bericht des Bundesrats zur SRG. Er war ungefähr so überraschend wie die Erkenntnis, dass es sich bei der Gravitationskraft um ein Naturgesetz handle.

Es bleibt beim Naturgesetz: Die SRG-Gebühren bleiben wie bisher, die Werbung wie bisher, das Programm wie bisher, das Strukturmodell wie bisher.

Das Einzige, was der Bericht des Bundesrats anregte, war ein zarter Hinweis auf das Programm: TV SRF könnte vielleicht unter Umständen ein bisschen überlegen, ob allenfalls die eine oder andere Sendung eventuell ein wenig zu prüfen wäre – aber bitte ohne Stress.

Der Bundesrat dachte bei seinem zarten Hinweis an Unterhaltungsformate wie «The Voice of Switzerland». Die kostet pro Block fast zehn Millionen.

Die bürgerlichen Politiker um Natalie Rickli leierten nach dem Bundesratsbericht wieder einmal ihr altes Lied herunter. Sie postulierten, die SRG solle nur das tun, was die privaten Sender nicht können.

Diese Haltung ist so ziemlich die dümmste Haltung, die man gegenüber der SRG haben kann. Sie soll nur tun, was die Privaten nicht tun? Dann kann sie alles tun. Denn die Privaten tun bei uns gar nichts.

Es gibt in Europa kaum ein erfolgloseres Privatfernsehen als in der Schweiz. Nur Malta ist ähnlich unterentwickelt. Besonders enttäuschend sind die TV-Kanäle der Verlagshäuser. Selbst Marktleader wie Tele Züri bringen pro Tag gerade mal eine gute Stunde an Eigenleistung zustande, einen kurzen News-Block, etwas Wetter und Lifestyle, dazu eine Talkshow.

Die Privaten können einwenden, dass man ihnen nur ein regionales Einzugsgebiet zuweist, um so die nationale SRG zu protegieren. Das ist ein Argument für ihre Markt-



Alles beim Alten: «Bachelorette» Zaklina.

schwäche, aber kein Argument für ihre Programmschwäche. Sie produzieren nichts, was die Idee rechtfertigen würde, die SRG habe nur zu liefern, was die Privaten unterlassen. Denn die Privaten unterlassen alles – ausser Kuppelshows.

SRF hat den grossen Vorteil, dass es im Unterhaltungsbereich nur 3+ als ernsthaften Konkurrenten gibt. Der Konkurrent hat einen Marktanteil von 2,3 Prozent. Bei den sehr jungen Zuschauern sind es 3,2 Prozent.

So wenden SRG-Kritiker schon fast verzweifelt ein, das Schweizer Fernsehen habe nicht nur zu unterlassen, was Private in der Praxis bieten. Es habe auch zu unterlassen, was Private in der Theorie bieten könnten, wenn sie denn wollten.

Das ist dann eine reichlich absurde Vorstellung, die einen nicht existierenden Markt durch die Imagination eines Marktes ersetzt.

So wie ich SRG-Chef Roger de Weck kenne, überlegt er nun, auf den Service-public-Bericht mit einer symbolischen Geste zu reagieren. Er könnte zum Beispiel auf die Formel 1 verzichten oder die nächste Staffel des «Bestatters» aussetzen. Dann kann er gelassen auf das Geheule warten, dass diese Sendungen zum Auftrag der SRG gehörten.

Wir können also getrost davon ausgehen, dass alles beim Alten bleibt. SRF wird weiterhin tun und lassen, was es will.

Dicke Schlitten

Von Beatrice Schlag — Forscher und Arroganz.

Jeder, ÖV-Benutzer, Velo- oder Autofahrer, hasst bestimmte Autos. Oder vielmehr ihre Fahrer. Besonders häufig werden Audis, BMWs und Mercedes als Wagen genannt, vor denen man sich in



Acht nehmen muss. Ausserdem sämtliche Arten teurer SUVs, vor allem, wenn Frauen am Steuer sitzen. Die Fahrerinnen, schimpfen viele, hätten keine Ahnung von der Breite des Gefährts, keinen Blick für abbiegende Velofahrer und wenig Respekt vor Fussgängern. Kaum jemand wettert gegen Fiats, Peugeot oder Toyotas. Offenbar gilt die Wahrnehmung: je teurer und schneller das Gefährt, desto unangenehmer die Person am Steuer. Nachdem der kalifornische Psychologie-Professor Dacher Keltner an einer Kreuzung fast von einem Mercedes niedergemäht worden wäre, wollte er genauer wissen, ob diese Wahrnehmung zutrifft: Sind Fahrer dicker Schlitten tatsächlich anmassendere Menschen? Er liess seine Studenten in Berkeley an Kreuzungen aufzeichnen, wer besonders rücksichtslos fahre. Das Ergebnis war eindeutig: Je luxuriöser das Auto, desto öfter wurde Fussgängern und anderen Autos der ihnen gebührende Vortritt nicht gewährt. Im Labor bestätigten sich die Beobachtungen durch weitere Experimente: Kaum gab man Testpersonen ein Gefühl von Überlegenheit und Einfluss, stieg ihre Anmassung: Sie betrogen beim Spielen, missachteten Regeln. Ihre Empathie wurde geringer. Keltner ist nicht der erste Forscher, dessen Experimente zu beweisen scheinen, dass Geld und Macht korrumpieren. Vor sechs Jahren wollten drei unabhängige deutsche Forscher mit umfangreichen Befragungsdaten aus Deutschland Keltners Labor-Experimente ergänzen. Überraschenderweise kamen sie zu einem ganz anderen Ergebnis: Privilegierte Menschen spendeten proportional mehr als Ärmere, leisteten mehr Freiwilligenarbeit und waren hilfsbereiter. Boris Egloff, einer der drei Forscher, sagt, Keltners Erkenntnisse hätten zwar zu dessen eigener Weltanschauung gepasst, aber leider nicht zu den Resultaten ihrer Forschung. Also plädierten die drei Deutschen für neue Untersuchungen. Das Fachblatt, das Keltners Arbeiten veröffentlicht hatte, lehnte den Bericht der Deutschen ab. «Wir haben», vermutet Egloff, «die Party der good guys ruiniert.»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man seine gelesene *Weltwoche* im Café der Roten Fabrik einladend liegenlassen – zur Horizonterweiterung quasi? Meine Frau findet, ich sei subversiv. *Robert Lazzarotto, Zürich*

Allein schon die Tatsache, dass Sie als *Weltwoche*-Leser im Café der Roten Fabrik verkehren, lehrt uns: Wir haben dort mehr Leser, als man denkt. Gerade für Linke ist die Lektüre der *Weltwoche* unerlässlich, nur schon, um zu erfahren, was der Klassenfeind gerade wieder im Schilde führt. Als Autor, der vom Verkauf des Blattes lebt, muss ich Ihnen deshalb leider schweren Herzens raten: Lassen Sie die *Weltwoche* unter keinen Umständen liegen, die Leute sollen sie kaufen. *Alex Baur*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Ein strenges Controlling ist oberstes Gebot.»

Ernst Seiler

Festigung der Glaubwürdigkeit

Nr. 24 – «Abhängig von öffentlichen Geldern»; Peter Keller über die Finanzen der Schweizer Hilfswerke

Bei den grossen Summen, die die Schweizer Hilfswerke jährlich aus Steuermitteln erhalten, sowie bei den Milliarden, die in die Entwicklungshilfe fliessen, ist ein strenges Controlling oberstes Gebot. Dieses Controlling muss für alle Beteiligten und Betroffenen Transparenz schaffen – Transparenz über das Verhältnis von gesammelten Geldern und staatlichen Beiträgen; Transparenz über das Verhältnis von für die eigene Organisation verwendeten und effektiv als Entwicklungshilfe eingesetzten Mitteln; Transparenz über die Verwendung und die effektive Wirkung der Entwicklungshilfegelder in den einzelnen Ländern. Mit dem Einsatz von nur einem einzigen Prozent aus dem Topf von über achttausend Millionen in vier Jahren kann ein ordentliches Controlling aufgebaut werden.

Dass dieses dringend nötig ist, ist unbestritten. Unbestritten in Anbetracht der Tatsache, dass weltweit jährlich über 50 Milliarden Dollar an Entwicklungshilfe geleistet werden, und das seit mehr als fünfzig Jahren. Die Fragen nach dem Effekt, nach dem Sinn, nach den Wegen, denen Entwicklungshilfemittel folgen, werden heftiger, lauter und häufiger. Diese Fragen müssen beantwortet werden: für eine erhöhte Glaubwürdigkeit der Hilfswerke; zur Rechtfertigung jedes künftigen Einsatzes von Steuergeldern; zugunsten der Zahlungsbereitschaft von Spendern und Stiftern; und nicht zuletzt zur Verhinderung einer verfehlten Verwendung von Entwicklungshilfegeldern, des Missbrauchs und der Korruption. *Ernst Seiler, Muri bei Bern*

Pervertierung der Natur

Nr. 23 – «Jägerpräsident prügelt Fuchs zu Tode»; Christoph Mörgeli und Philipp Gut über den Fall von BDP-Politiker Lorenz Hess

Zuvor möge man berücksichtigen, dass ein angeschossener Fuchs zur gefährlichen Stresssituation für den werden kann, der ihn behändigen muss, und da halte man doch dem Jägerpräsidenten Lorenz Hess zugute, dass er angesichts des tot wirkenden Fuchses überrascht und überfordert war – und nicht wie ein Löwe handelte, dessen Opfer qualvoll zu Tode kommt, oder wie ein Fischreihler, der am Ufer minutenlang auf seiner erbeuteten zappelnden Forelle herumhackt (leider nicht gefilmt). Dies betrachten selbsternannte Tiereschützer nicht selten genüsslich als «Natur» – als ob sie Herrn Hess nicht auch zur Natur



«Die Fragen nach dem Effekt.»

zählen müssten. Insofern man das muss – das Gros der «Aufgeklärten» sieht sich ja als Nachfahre des Affen –, ist bei den Anklagen gegenüber Hess recht eigentlich von einer Pervertierung der Natur zu sprechen, geboren einzig aus dem technischen Fortschritt. So kommen auch Heuchelei und Doppelmoral zum Vorschein, wenn beispielsweise der ehemalige Fischerei- und Jagdverwalter Max Straub angesichts des Not-Totschlags durch Hess von einer «verdammten Sauerei» spricht – er, der rund zwei Jahrzehnte lang die Fischfauna der Zürcher Kleinseen ungeschützt Heerscharen von fischmassakrierenden Kormoranen überliess und diese gegenüber der fischnutzenden Schweizer Bevölkerung privilegierte – mit einer «Ausredenvielfalt» und mit genau dem Argument, welches er jetzt auch Hess vorwirft: In solchen Situationen rede man sich mit Sicherheitsüberlegungen und mit angeblicher Gefährdung der Umgebung heraus. *Heinz Oswald, Gräslikon*

Die *Weltwoche* unterscheidet sich vom schweizerischen Informationseinheitsbrei durch kontroverse Sichtweisen und vertiefte Recherche. Für eine differenzierte politische Meinung braucht man in unserem Lande die *Weltwoche*, was mich seit langem immer wieder bewogen hat, Freunden und Bekannten ein Abonnement dieser Zeitschrift zu schenken. Mit dem Artikel über Lorenz Hess hat mein Bild von der *Weltwoche* einen Riss bekommen. Was hat diese an und für sich belanglose Geschichte über einen Menschen, dem vor

mehr als zwei Jahren ein Fehler unterlaufen ist, mit dem politischen Wirken der *Weltwoche* zu tun? Leider beschleicht einen beim Lesen unwillkürlich das Gefühl, dass hier jemand einen persönlichen Frust mit allen Mitteln loswerden musste. Schade, dass dieser Artikel erscheinen durfte! Ich persönlich wohne in Stettlen, wo Lorenz Hess seit Jahren als geachteter Gemeindepräsident amtiert. Politisch haben wir das Heu oft nicht auf der gleichen Bühne. Den Menschen Lorenz Hess schätze ich trotzdem sehr. *Thomas Bachmann, Stettlen*

Ich bin weder Jäger noch Vegetarier, noch BDP-Mitglied; aber ich stand in meinem Leben ein paar Mal vor der Situation, einem Tier leider den Todesschlag geben zu müssen, um weiteres Leiden des Lebewesens zu verhindern. Ein Jäger und eine Flinte waren nicht da – nur ein Knebel. Es musste sofort gehandelt werden. Für mich ist eure Geschichte wertend, verletzend, als ob ihr Gott wärt. Auch scheint mir, ihr zwei Journalisten-Jäger macht Jagd auf BDP-Wild! Traurig, schmerzhaft! *David Keller, Maienfeld*

Nicht nachvollziehbar

Nr. 20 – «Wuchernde Staatsbetriebe»;
Editorial von Roger Köppel

Der Text hat mich sehr erstaunt und auch be-
trübt. Abgesehen davon, dass ich nicht nachvoll-

ziehen kann, dass Sie nun – plötzlich – die Service-Public-Initiative unterstützen (aus Prinzip gegen den Mainstream?), waren Ihre Ausführungen zum Unterschied zwischen Unternehmen und Staat echt wirr und gerade so, als stammten sie nicht aus Ihrer Feder. Es geht ja gar nicht um den Vergleich Staat-Unternehmen, sondern um den Vergleich Staatsbetrieb-Privatunternehmen. Zudem schreiben Sie, dass Unternehmen diktatorisch geführt werden müssten (wenn auch «rein technisch», was immer das auch heissen mag). Auf dieser These bauen Sie Ihre konfuse Begründung des Unterschiedes zwischen Staat und Unternehmen auf. Wenn Ihre verharmlosende Definition von Diktatur wirklich zutreffen würde [«Diktatur heisst, dass jemand Entscheidungen treffen, Weisungen geben und die Verantwortung tragen muss»], dann müssten wir uns vor Diktaturen ja eigentlich nicht fürchten.

Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie das alles ernst meinen. Ich kann mir auch nicht vorstellen, dass Sie Ihr eigenes Unternehmen wie ein Diktator führen. Wie gesagt: Es geht hier nicht um die Führung eines Staates, sondern um die Führung eines Staatsbetriebes. Und diese können und müssen auch sehr wohl nach unternehmerischen Grundsätzen geführt werden – glücklicherweise werden sie auch so geführt. Leider alles sehr verwirrend, unverständlich, nicht nachvollziehbar ... schade! *Rudolf M. Furrer, Wädenswil*

Korrigenda

Im Artikel über die Schwachwindanlage «Hans» («Der Leuchtwurm von Beringen», Ausgabe Nr. 24/16) schrieb die *Weltwoche*, es sei eine Windgeschwindigkeit von durchschnittlich 54 km/h nötig, um den Verbrauch von 100 Haushaltungen zu decken. Dieser Wert ist falsch. Tatsächlich wäre für dieses Ziel eine durchschnittliche Windgeschwindigkeit von 31 km/h nötig. Richtig ist, dass Windgenerator «Hans» seine maximale Nennleistung von 250 kW erst bei einer Windgeschwindigkeit von 54 km/h erreicht. Wir bitten, diesen Fehler zu entschuldigen. *Die Redaktion*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert. Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Meister
Werk

Il Bruciato 2014

*Bolgheri doc
Tenuta Guado al Tasso
Antinori – Toscana*

Sonnenglut der Maremma.
Exaltierendes Fruchtbouquet.
Maskuline Struktur, langes Finale.
Verleitet zum Träumen.

Bindella

CHF **17.20** netto
statt 21.50, 75 cl

Jetzt bestellen auf bindella.ch
Gültig bis 17.7.2016

Bindella
la vita è bella



Mann aus der Bronx

In Rekordzeit wurde Andreas Glarner vom Nobody zum national meistgehassten Politiker. Die Schimpftiraden seiner Gegner wirken wie Doping auf den Asyl-Chef der SVP. Wo andere den Kopf einziehen, gibt er noch einen drauf. Kann das gutgehen? Von Alex Baur und Thomas Buchwalder (Bild)

Am Anfang war ein banaler Satz: «Dass sie vergebens gekommen ist.» So antwortete Andreas Glarner im letzten September einem deutschen Reporter auf die Frage, was er zu einer Mutter mit Kind sagen würde, die an der EU-Aussen-grenze um Einlass bittet. Seither befindet sich Oberwil-Lieli AG, wo Andreas Glarner als Gemeindeammann amtiert, im Ausnahmezustand. TV-Reporter aus der halben Welt (Russland, Grossbritannien, Belgien, Indien, Österreich, Leutschenbach) sind ins verschlafene Nest am Mutschellen gereist, um die Fremdfeindlichkeit der Eidgenossen zu ergründen. Glarner, neuerdings Chefstrategie für Asylfragen bei der SVP, hat derweil eine Blitzkarriere in die höchsten Sphären der Schweizer Politik hingelegt.

Was Glarner dem ARD-Reporter vor neun Monaten ins Mikrofon sagte, bekommen täglich Tausende von Asylsuchenden in Europa amtlich mitgeteilt. Man hätte sich auch aufregen können über den Deutschen, der nicht begreifen will, dass ein Gemeindeammann nun mal kein Bürgermeister ist und in der Schweiz die Gemeindeversammlung regiert. Doch der Sprengstoff steckte im Zusammenhang: Oberwil-Lieli, eine der reichsten Gemeinden der Schweiz (300 Millionäre auf 2200 Einwohner, Steuerfuss: 60 Prozent), nimmt lieber eine Busse von 290 000 Franken als zehn Asylbewerber in Kauf. Und nicht nur das. «Bürgermeister» Glarner hatte noch die Chuzpe, dem Reporter vor Ort zu erklären, wie man einen Altbau kurzerhand plattmachte, um einer drohenden Zwangszuweisung von Fremden durch den Kanton zuvorzukommen.

Das Fremdschämen schien beendet

Im Dorf bildete sich eine Protestbewegung, die IG Solidarität, welche den Ablasshandel an einer Gemeindeversammlung im letzten November erfolgreich bodigte. Im ersten Anlauf zumindest. Johanna Gündel, das Aushängeschild der Bewegung, eine hübsche 25-jährige Studentin, wurde über Nacht zum Medienstar, zur Ikone der wohlstandigen Schweiz.

«Dem da oben auf die Finger geklopft», titelte die *Aargauer Zeitung*, «Das Herz von Oberwil-Lieli», jubelte der *Tages-Anzeiger*, «Schlechter Verlierer», ätzte die *NZZ*. Die *Schweizer Illustrierte* adelte die «mutige» Johanna mit einer Rose und der *Beobachter* mit dem Prädikat «Courage». *Sonntagszeitung*, *SRF*, *Aargauer Zeitung* und *Migros-Magazin* («Diese Dorfgeschichte könnte der Feder Jeremias Gotthelfs entstammen»)

deklamierten die Jeanne d'Argovie einhellig zur «Aufsteigerin des Jahres» hoch. Die ganze Schweiz, so schien es, war sich so einig wie seit Morgarten nicht mehr. Das Fremdschämen schien beendet, der «herzlose» Andreas Glarner gebodigt und gedemütigt.

Es kam dann alles etwas anders. Am 1. Mai kippten die Stimmbürger von Oberwil-Lieli den Beschluss der Gemeindeversammlung an der Urne. Die in den Tücken der Gemein-demokratie unerfahrene IG Solidarität hatte ihren Antrag etwas zu früh lanciert, wie einer der Initianten im Rückblick einräumt, man hätte das Budget abwarten sollen. Und während der Stern von Johanna Gündel so schnell verglimmte, wie er erglüh war, machte Andreas Glarner einen Karrieresprung, wie er in der Schweiz nur selten vorkommt.

Obwohl weit hinten auf der SVP-Liste (Platz 10), schaffte er bereits im letzten Herbst den Sprung in den Nationalrat. Kaum gewählt,

Beim Namen Glarner brennen selbst bei gestandenen TV-Profis die Sicherungen durch.

hielt der Neuling als Chef des Dossiers Asyl Einzug in die Führungsriege der Volkspartei.

Im gleichen Mass steigerten sich die medialen Verwünschungen. Seit Monaten fährt der *Blick* eine Dauerkampagne gegen den «Asyl-Amok aus dem Aargau». In den Social Media löst ein Shitstorm den nächsten ab. Letzte Woche sah sich der SVP-Exponent genötigt, seinen Account auf Twitter vorläufig einzustellen, diese Woche zog Facebook die Notbremse und sperrte Glarner's Seite vorübergehend. Anders war der Schwall an Unflätigkeiten offenbar nicht zu bremsen. Was dabei auffällt: Schaut man sich die Absender der virtuellen Pöbeleien – soweit dies überhaupt möglich ist – etwas genauer an, erfährt man, dass der eine oder andere im Solde des Staates, etwa bei der Swisscom oder bei der Asylorganisation Zürich (AOZ), steht.

Beim Namen Glarner brennen selbst bei gestandenen TV-Profis die Sicherungen durch. In einer nicht so komischen Sendung titulierte ihn Komiker Viktor Giacobbo am 15. Mai als «Kriminellen» und «Fremdenfeind», der «Konsumenten ausnehme» und in einem «grauenhaften Ort» lebe. Bevor Glarner aus der Sendung «ausgeschafft» wurde, durfte der bierernste Gabriel Vetter (es sei doch schlimm, dass Glarner wie Erdogan «was mit Ziegen

haben soll») noch seine Verachtung für die Volkspartei zelebrieren. Zu lachen gab es bei dieser schweren Kost natürlich nicht mehr viel.

Was das Publikum nicht erfuhr: Glarner selber hatte sich in die Sendung «Giacobbo/Müller» eingeladen, nachdem das Duo ihn seit Wochen auf die Schippe genommen hatte. Der eisige Empfang schien den Politiker nicht aus der Fassung zu bringen, die Schlötterlinge und Provokationen perlten an ihm ab wie Wasser an der Teflonpfanne. Spätestens hier beschlich einen die Ahnung: Glarner ist ein Typ, der den Widerspruch sucht, eine Art Donald Trump im Lokalformat, der am Widerstand seiner Gegner erst recht wächst. Wo der durchschnittlich opportunistische Politiker «Reputationsrisiko» raunt und in Deckung geht, läuft Andreas Glarner zu Hochform auf.

«Maria statt Scharia»

Selten hat ein Schweizer Politiker in so kurzer Zeit derart verbitterte Aversionen mobilisiert. Ein Beispiel lieferte ein Streitgespräch auf *Tele Züri* zur Revision des Asylgesetzes vom letzten März mit Juso-Chef Fabian Molina. Obwohl es bei dieser Vorlage um eher technische Fragen ging und Glarner recht sachlich argumentierte, rang Molina immer wieder mit der Contenance. Die meiste Zeit schaute der Jungpolitiker demonstrativ an seinem Kontrahenten vorbei; und wenn der Blickkontakt unvermeidlich war, wurde Molina laut und hochaggressiv. Den obligaten Handschlag nach geschlagener Schlacht verweigerte er.

Ähnlich aufgeladen wirkte das Ambiente einen Monat später in der «Arena» von SRF zum Thema Asylnotstand. An sich war Glarner an der Seite von Doris Fiala (FDP/ZH) gegen Mattea Meyer (SP/ZH) und den Pfarrer Andreas Nufer angetreten. Da die Freisinnige in erster Linie damit befasst war, sich von ihrem vermeintlichen Mitstreiter abzugrenzen, kämpfte Glarner bald allein gegen alle. Und er fühlte sich in dieser Rolle sichtlich wohl. In der «Arena» wurde allerdings auch klar, was seine Kontrahenten an diesem Mann, der meistens ruhig und sachlich argumentiert, auf die Palme bringt: Es sind die kleinen, aber brandscharfen Provokationen, die Glarner in seinen Diskurs einstreut wie Chilischoten in einen netten Pudding.

Provokationen funktionieren nur, wenn sie einen wunden Punkt oder ein Tabu treffen. Glarner ist ein Meister in diesem Fach. Wenn er die Asyldebatte mit dem Statement: «Wir müssen eine Abwehrhaltung demonstrieren», er-



Wie Chilischoten im netten Puding: SVP-Politiker Glarner.

öffnet, sagt er eigentlich bloss, was weltweit die Maxime jeder Migrationsbeschränkung ist. Nur sagen es wenige so direkt. Und wenn dann ein Raunen durch den Raum geht, legt Glarner gleich nach: «Wir müssen abschrecken!» «Maria statt Scharia», lesen wir auf seiner Homepage, oder «Kopf hoch statt Kopf ab». Die flapsigen Kalauer sind vor allem für Glarner's Gegner gedacht. Die regen sich mächtig auf, rufen nach dem Strafrichter – und geben Glarner in den Augen seiner Anhänger damit recht. Gerade in Zeiten der Political Correctness, so die Message, ist es besonders wichtig, frei über die tabuisier-

ten Themen zu reden, die viele Menschen beschäftigen. Es ist ein trotziger Protest gegen die Wohlanständigen, die sofort alles in die soziale Quarantäne mobben, was nicht in ihr Weltbild passt.

Was ist das für ein Mensch, der so unbeschwert von einem Fettnäpfchen ins nächste hüpfert und mit Vorliebe um die hässlichen Probleme streitet, welche die meisten Menschen meiden? Was treibt ihn? Ist er ein Querulant? Ein Besessener? Ein gefährlicher Volksverhetzer? Ein Irrläufer, der die SVP früher oder später mit sich in den Abgrund reissen wird?

Bis zum letzten Herbst schätzte man Glarner in Oberwil-Lieli als langjährigen Gemeinderat und Ammann, der seine Dossiers im Griff hat, der für Effizienz in der Verwaltung sorgt. Das attestieren ihm auch seine Widersacher, von denen es im Dorf einige gibt. «Er hat den Schwung des französischen Starfussballers Pogba», sagt ein Kenner der Dorfpolitik, «in seiner ungestümen Dynamik überrollt er alles, was ihm in den Weg kommt.» Man habe das Glarner gerne verziehen, solange alles gutging. Denn ein «Dorfkönig», als den ihn die SRF-«Rundschau» karikierte, sei er nie ge-

wesen. Glarner könne zuhören, Berührungsängste seien ihm völlig fremd. Ein Fremdenfeind sei er erst recht nicht. Glarner habe sich auch schon vehement für die schnelle Einbürgerung eines tüchtigen Lehrlings engagiert.

Der ARD-Bericht stellte alles auf den Kopf. Millionäre wollen vor allem ihre Ruhe haben. Um sich die ungeliebten Asylanten vom Hals zu halten, lassen sie gerne etwas springen – aber bitte diskret und ohne Wirbel. Sonst nehmen sie lieber ein paar Fremde im Dorf auf, mit denen sie eh kaum in Kontakt kommen. «Die eine oder andere MillionärsGattin entdeckte nun plötzlich ihre karitative Ader», spottet ein Alteingesessener.

Eine Rolle spielte auch, dass der Kanton die Bussen für Gemeinden, die sich seinem Asylregime widersetzen, auf einen Schlag verzehnfacht hatte. 290 000 Franken pro Jahr sind eine Stange Geld. Konkurrenten, die Glarner einst überrollt hatte, kamen aus dem Schmollwinkel. Das waren die eher profanen Gründe, die dem Aufstand in Oberwil-Lieli Pate standen.

In der IG Solidarität gibt es beileibe nicht nur Linke und Weltverbesserer, wie deren Sprecher Martin Uebelhart auf Anfrage bestätigt: «Es ist ein Querschnitt durch die Bevölkerung.» Viele Leute habe es auch gestört, dass das Dorf plötzlich Teil eines parteipolitischen Gezänks geworden sei. Das nehmen sie Glarner übel. Und dieser scheint den Warnschuss verstanden zu haben. Nach seinem Sieg an der Urne vom 1. Mai setzte sich der Gemeindeammann mit den Rebellen zusammen. Offenbar will Oberwil-Lieli jetzt doch die eine oder andere Flüchtlingsfamilie aufnehmen.

Harte Landung in Dietikon

Eine Jeremias-Gotthelf-Geschichte? Wir treffen den 53-jährigen Andreas Glarner in seinem Betrieb, der Careproduct AG, die vom Katheter bis zum Rollstuhl alles Mögliche vertreibt, was Behinderten den Alltag erleichtert. Doch Giacobbo hat sich geirrt: Die Konsumenten werden hier nicht «ausgenommen», Glarner legt sich als Discounter vielmehr mit einem Kartell an, welches Gebrechliche auf Kosten von IV und Suva schamlos abzockt. Auf seine Geschäftsidee kam Glarner, der seit zwanzig Jahren beruflich viel in Taiwan, Indien und China unterwegs war, 2007 während eines Besuches von Freunden in Schanghai. Womit wohl auch das Klischee des fremdenfeindlichen Dorftrotzels abgehakt wäre.

Hunderte von Artikeln wurden schon über Andreas Glarner geschrieben. Doch nur einem Journalisten kam es in den Sinn, zu fragen, wer er überhaupt ist. Es war Jan Jirát von der linken Woz. Jirát war sicher nicht als Freund zu ihm gekommen, Glarner gab ihm trotzdem bereitwillig Auskunft. Er erzählte ihm die Geschichte eines Burschen aus einfachen Verhältnissen im Glarnerland. Seine Vorfahren politisierten alle in der SP. Im Alter von dreizehn Jahren, nach



Loses Mundwerk als Markenzeichen: Glarner nach gewonnener Gemeindeabstimmung, Mai 2015.

der Scheidung seiner Eltern, wurde Andreas Glarner zusammen mit seiner Mutter und drei Geschwistern in eine Blockwohnung nach Dietikon in der Agglomeration von Zürich verpflanzt. Es war eine ziemlich harte Landung in einer Gegend, die von den Stadtzürchern wegen ihres hohen Ausländeranteils und der entsprechend tiefen Mittelschulquote spöttisch als «The Bronx» apostrophiert wird.

Andreas Glarner entwickelte sich trotzdem prächtig. Bereits ein Jahr nach dem Abschluss seiner Lehre als Lüftungsspengler arbeitete er in leitender Stelle, nebenbei studierte er Betriebswissenschaft. 1991 machte sich Glarner selbständig, 1994 zog er nach Oberwil-Lieli, 2007 verkaufte er seine Firma mit Millionen Gewinn an einen internationalen Konzern. Nur wenige Meter entfernt baute er gleich die nächste Firma auf, die erwähnte Careproduct.

Politiert wurde Glarner 1992 im Zuge der EWR-Debatte. Christoph Blocher imponierte ihm mit seiner direkten Art. 1997 wurde Glarner zum Bauvorsteher von Oberwil-Lieli gewählt, nicht weil er den Posten gesucht hätte, sondern weil ihn sein Vorgänger darum bat. Doch er kam schnell auf den Geschmack. Vier Jahre später folgte die Wahl in den Aargauer Kantonsrat, 2006 wurde er nach einer Kampfwahl zum Gemeindeammann gekürt.

Seine Schlagfertigkeit, die Lust an der Provokation und sein loses Mundwerk waren stets ein Markenzeichen von Glarner. Genüsslich erzählt Glarner, wie er gegen CVP-Bildungsdirektor Rainer Huber mit Plakaten («Keiner wählt Rainer») mobilisierte, auf denen weinende Kinder zu sehen waren, und ihn so aus dem Amt bugsierte. Die Aargauer Medien spielten stets mit. Mit heuchlerischer Empörung berichteten sie stets bereitwillig und breit über Glarner

schreckliche Plakate. Und keiner störte sich daran, dass die meisten dieser Sujets bloss als Entwurf in Form einer Computerdatei existierten, gedruckt wurden sie kaum je.

Glarner hat seine Karriere definitiv nicht seinem Reichtum, sondern seinem unermüdlichen Einsatz zu verdanken. Sein Arbeitstag beginnt um 5 Uhr in der Früh und zieht sich, je nach Sitzungsterminen, bisweilen bis tief in den Abend hinein. Auch an Wochenenden ruft nicht selten die Partei. Seine beiden Töchter sind mittlerweile erwachsen, doch vor einem Jahr stellte ihn seine Ehefrau vor die Wahl: «Ich oder die Politik.» Glarner entschied sich für Letzteres und zog zu Hause aus. Seither leben die beiden getrennt, im Betrieb arbeiten sie nach wie vor zusammen. Im persönlichen Gespräch blitzt immer wieder mal ein butterweicher Kern durch die raue Fassade durch. Kein Zweifel: Dieser Mann politisiert aus Leidenschaft. Er kann nicht anders, er will das Richtige tun.

Dass die SVP den Newcomer aus dem Aargau so schnell in ihre Führungsriege aufnahm, hat viele überrascht. An sich wäre Heinz Brand für das Dossier Asyl prädestiniert gewesen. Nach seiner Nichtnominierung für den Bundesrat, so wird gemunkelt, habe er das undankbare Thema geschmissen. Böse Zungen orakeln, altgediente SVP-Granden hätten dem gesprächigen Neuen das dornige Dossier ganz gezielt zugeschanzt – auf dass er möglichst bald ins offene Messer laufe. Parteipräsident Albert Rösti soll den Aargauer derweil schon mal ins Gebet genommen und zur Mässigung aufgefordert haben. Freunde bezweifeln, dass er sich bändigen lässt. Glarner gehört zu jenen seltenen Politikern, die gradaus sagen, was sie denken – und mögen die Frömmel in Ohnmacht fallen. ○

Entgegen allen Regeln

War es der «Trainerhosen-Look», der den Bürgern von Bubendorf nicht gefallen hat? Oder hat die Baselbieter Gemeinde einer kosovarischen Familie die Einbürgerung wegen Ruhestörungen verweigert? Eine Recherche ergibt andere Ursachen für die Ablehnung als kleinkarierte Motive. *Von Alex Reichmuth*

Die Halilis «fahren gerne Velo, joggen und spazieren gerne», hiess es in der Einladung zur Bürgergemeindeversammlung vom 18. Mai. Die schöne Beschreibung half nicht: Die Einbürgerung der Familie Halili wurde mit Zweidrittelmehrheit abgelehnt. Seit jenem Tag entladen sich Empörungsgewitter über Bubendorf. Journalisten glauben die Gründe für die «schmachvolle» Ablehnung von Vater, Mutter und Sohn zu kennen: spiessbürgerliche Kleinlichkeit. «Kein roter Pass wegen Krach um Auto», titelte die *Basellandschaftliche Zeitung*. «Kein Schweizer Pass wegen Trainerhosen-Look», verkündete der *Blick*. «Ihr Tenue hat den Bürgern nicht gefallen», schrieb *20 Minuten*. Es wurde über eine ausländerfeindliche «Verschwörung» orakelt. Angebliche «Rädelsführer» sehen sich an den Pranger gestellt.

Hört man sich unter Anwohnern um, führen diese zwar durchaus unerfreuliche Erlebnisse mit den Halilis an, die von begrenzter Tragweite sind: Die Kosovaren seien unfreundlich, überheblich, engagierten sich nicht für das Dorf und hätten wiederholt die Nachtruhe gestört. Deswegen allein dürfte die Einbürgerung aber kaum gescheitert sein. Entscheidend war wohl vielmehr die Art, wie sich die Familie vor einigen Jahren das Aufenthaltsrecht in der Schweiz ergattert hatte. Die Halilis hätten sich ihr Bleiberecht entgegen allen Regeln erschlichen, sagt man in Dorf. Dass dabei die örtliche Kirchgemeinde eine entscheidende Rolle gespielt hat, verärgert manche Bubendorfer zusätzlich.

Ohne Asylgründe

Ein erstes Mal war die Familie 1993 aus dem Kosovo ausgewandert. Sie ging nach Deutschland und stellte dort ein Asylgesuch. Das war wohl gemerkt lange bevor im Kosovo der Krieg tobte. Deutschland aber sah keine Fluchtgründe und setzte auf 1998 die Ausweisung der Familie an. Mutter Buge und die beiden Söhne wurden in den Kosovo ausgeschafft. Vater Hamdi aber konnte sich in die Schweiz absetzen, wo er erneut ein Asylgesuch stellte. Zwei Jahre später schaffte er es, die Familie nachkommen zu lassen. Doch auch die Schweiz anerkannte die vorgebrachten Fluchtgründe nicht. Im Jahr 2000 reisten die Halilis zurück in den Kosovo, ausgestattet mit finanzieller Rückkehrhilfe des Bundes. Zwei Jahre später aber standen sie wieder an der Schweizer Grenze – und verlangten Asyl. Als Grund gaben sie Angst vor Übergriffen durch serbischstämmige Bewohner in ihrem Heimatland an. Der Bund wies ihr Gesuch

erneut ab. Er sah auch keine Gründe, die gegen eine Rückreise in den Kosovo sprachen. Doch die Halilis gaben nicht auf. Sie reichten Rekurs um Rekurs ein. Mehrere Jahre vergingen. 2005 waren alle juristischen Möglichkeiten ausgereizt. Der Bund hatte den Flug für die Ausschaffung bereits gebucht.

Doch da wurden sogenannte Fluchthelfer in Bubendorf aktiv. Sie sammelten Unterschriften und machten Druck, damit die Familie bleiben könne – unterstützt von den lokalen Medien, die zu Tränen rührende Geschichten über die Halilis verbreiteten. Unmittelbar vor dem Ausschaffungstermin quartierte die Kirchgemeinde die Familie kurzerhand in einem ihrer Räume ein und verkündete «Kirchenasyl». Zu diesem Schritt hatte die Baselbieter Justizdirektorin Sabine Pegoraro zuvor regelrecht eingeladen. «Die Kantonspolizei wird die Familie sicher nicht in der Kirche verhaften», hatte die FDP-Regierungsrätin verkündet. «Das ist unwürdig.» Der Flieger in den Kosovo startete also ohne die Halilis.

Kurz darauf erkrankte Mutter Buge aus psychischen Gründen, angeblich wegen der drohenden Ausschaffung. Sie musste in eine Klinik eingeliefert werden. Umgehend erklärte Pegoraros Direktion die Wegweisung der Familie für aufgeschoben. Die Halilis konnten sich wieder frei bewegen. Doch der Gesundheitszustand der

Mutter verbesserte sich – wenig überraschend – nicht wesentlich. Im Frühling 2006 bekam die Familie also eine sogenannte «vorläufige Aufnahme», weil die Rückreise für die Mutter «unzumutbar» sei. Die Halilis konnten nun davon ausgehen, während mehrerer Jahre nicht zurückreisen zu müssen – obwohl der Krieg im Kosovo inzwischen längst vorbei war. Doch das genügte ihnen nicht, sie wollten dauerhaft bleiben. Darum beantragte die Familie mehrmals ein definitives Bleiberecht. Mit Erfolg: Im Herbst 2007 erteilte ihnen Bern eine B-Bewilligung. Warum, ist nicht bekannt. Jedenfalls hatten es die Halilis geschafft, sich als Asylbewerber dauerhaft in der Schweiz zu installieren, ohne je Asylgründe gehabt zu haben.

Und dann noch den Schweizer Pass

«Ich wehre mich dagegen, dass die Halilis immer alles bekommen», sagt eine Bürgerin von Bubendorf. Ohne dass sich die Familie in ihrem Verhalten erkennbar bemühe, wolle diese nun auch noch den Schweizer Pass, ärgert sich die Frau. Doch die Halilis können die Ablehnung mit einer Einsprache anfechten. Je nach Entscheid der Baselbieter Regierung muss die Bürgergemeinde das Gesuch dann neu beurteilen und die Familie doch einbürgern. Die Halilis hätten in diesem Fall ein weiteres Mal erreicht, was sie erreichen wollten. ○



Mehrmals abgewiesen: kosovarische Familie Halili, 2005.

Finanzieller Notstand

Die Asylkosten laufen aus dem Ruder. Der Bundesrat will bei der Finanzierung tricksen. Finanzminister Ueli Maurer gerät in den Clinch mit seiner Partei.

Von Hubert Mooser und Jonas Baumann (Illustration)

Es war an der Fraktionssitzung in der letzten Woche der verflochtenen Session. SVP-Nationalrat Andreas Glarner, der parteiinterne Verantwortliche für das Asylossier, musste an die Adresse von Bundesrat Ueli Maurer (SVP) unbedingt etwas loswerden. Glarner wollte vom Finanzminister wissen, ob Maurers Grenzwachtkorps systematische und intensivere Kontrollen an der Grenze ins Auge fassen – auch die sofortige Rückweisung von Asylsuchenden, die über ein sicheres Erstasyland einreisen. «Wir müssen auch ein Zeichen setzen gegenüber den umliegenden Schengen-Staaten», betont Glarner gegenüber der *Weltwoche*.

Maurer zeigte zwar Verständnis für die Anfrage, aber dann holte der Magistrat zu einer etwas schwammigen Erklärungen aus, wieso das nicht möglich sei, ohne aufzuzeigen, wie man das Problem lösen könnte. Da platzte Glarner der Kragen: «Wenn du damals als SVP-Präsident eine derartige Antwort vom eigenen Bundesrat erhalten



Dicke Luft bei der SVP.

hättest, wie wärest du wohl mit ihm verfahren? Wahrscheinlich hättest du ihn in Grund und Boden gestampft», fuhr er Maurer an. Dicke Luft bei der SVP also.

Der politische Chef des Grenzwachtkorps, Bundesrat und Finanzminister Maurer, mit viel Beifall aus allen Lagern und mit Schwung ins neue Amt gestiegen, schlingert im Asylossier: Er fordert am Mikrofon von Radio SRF, die Schweiz müsse Migranten aus Afrika besser abschrecken. Von der sofortigen Zurückweisung von aus Italien einreisenden Asylsuchenden will er aber nichts wissen, und einen Armeeinsatz hält er vorerst nicht für nötig. Dabei weiss keiner besser als der Finanzminister, wie ernst die Situation an der Grenze ist. Sein Grenzwachtkorps meldete vergangene Woche, die Zahl der Migranten, die von Italien her in die Schweiz kommen, sei in den letzten Wochen deutlich gestiegen. In den kommenden

Sommermonaten könnte sich die Lage noch zuspitzen, wenn Hunderttausende Migranten von Libyen mit Booten nach Italien übersetzen und danach in Richtung Norden weiterziehen.

Maurers Warnung

Und noch etwas weiss Maurer besser als alle anderen: Auf der finanziellen Ebene ist der Asylnotstand längst eine Tatsache – auch wenn

«Es ist nicht korrekt, die Ausgaben für das Asylwesen als ausserordentlich zu klassifizieren.»

sich Migrationsministerin Simonetta Sommaruga (SP) hartnäckig weigert, von einer ausserordentlichen Situation zu reden. Die Ausgaben für den Asylbereich laufen aus dem Ruder. In der Bundesrechnung schlage sich dies so

nieder, dass sich die Ausgaben von 1,2 Milliarden Franken im Jahre 2014 auf 2,4 Milliarden Franken bis 2018 verdoppeln würden, warnte Maurer im Mai, als er sein Stabilisierungsprogramm vor den Medien in Bern präsentierte.

In Wirklichkeit könnte der Bund die Asylausgaben schon heute nicht mehr schultern ohne Einsparungen in anderen Bereichen. Jetzt bastelt der Bundesrat an einer Lösung. Es herrsche grosse Einigkeit im Gremium darüber, die Asylkosten als ausserordentliche Ausgaben zu behandeln, sagen Insider.

Das hat den Vorteil, dass ein Teil der Ausgaben dann nicht mehr über das ordentliche Budget läuft und dieses belastet, sondern über ein sogenanntes Amortisationskonto. Auf diesem Konto werden ausserordentliche Einnahmen des Bundes parkiert, zum Beispiel die Versteigerung der Lizenzen für das UMTS-Mo-

bilfunknetz. Auf dem Konto liegen derzeit rund zwei Milliarden Franken. Ein Teil davon würde zur Finanzierung der ausufernden Asylkosten eingesetzt. Maurer soll in den kommenden Wochen einen entsprechenden Vorschlag auf den Tisch legen.

Der frühere FDP-Finanzminister Hans-Rudolf Merz und das Parlament hatten eine andere Verwendung vor Augen, als sie 2009 mit einer Änderung des Finanzhaushaltsgesetzes dieses Amortisationskonto beschlossen. Man dachte an unerwartete Vorkommnisse wie die Sanierung der SBB-Pensionskasse oder an die Bewältigung von Unwetterschäden. Da die Ausgaben am Budget vorbeigeschleust werden, unterliegen sie auch nicht den strengen Regeln der Schuldenbremse.

Der Asylbereich, ein unerwartetes Vorkommnis? Die *Weltwoche* hat in den letzten Jahren wiederholt aufgezeigt, dass der Asylnotstand in der Schweiz durch die von Sommaruga praktizierte Willkommenskultur teilweise hausgemacht ist. Maurers SVP stellt sich bereits auf die Hinterbeine: «Den Vorschlag des Bundesrates, die Asylkosten über das Amortisationskonto der Schuldenbremse zu finanzieren, lehnt die SVP ab», sagt SVP-Finanzpolitiker Thomas Aeschi. Das Amortisationskonto habe man explizit für einmalige, ausserordentliche Ausgaben geschaffen. Die jährlichen Ausgaben für das Asylwesen seien keine ausserordentlichen Ausgaben, da diese auf regulären Gesetzen basierten. Ohne Gegenmassnahmen der Schweiz, also verstärkten Kontrollen an der Grenze, sei davon auszugehen, dass die Zahl von jährlich 40 000 Gesuchen (Stand 2015) zum Normalfall werde. «Entsprechend ist es finanzpolitisch nicht korrekt, die Ausgaben für das Asylwesen als ausserordentliche Ausgaben zu klassifizieren», so Aeschi.

Ähnlich wie in den neunziger Jahren

Mit Zustimmung kann Maurer allenfalls in der Mitte rechnen.

CVP-Parteichef Gerhard Pfister hält dieses Vorgehen jedenfalls für vertretbar, weil man Ähnliches mit den Asylkosten in den neunziger Jahren machte, als die Zahl der Migranten aus Ex-Jugoslawien sprunghaft anstieg. «Allerdings gibt die Landesregierung damit indirekt zu, dass die Situation im Asylwesen ausserordentlich ist, etwas, was Bundesrätin Sommaruga ja immer noch bestreitet», findet Pfister.

Entsprechend ist der Asylnotfallplan strukturiert, den Sommaruga mit den Kantonen und Gemeinden erarbeitete, um für den Fall eines grossen Migrationsstroms aus dem Süden gerüstet zu sein. Der Plan beschränkt sich auf rein organisatorische Aspekte. Von Zugangsbeschränkungen oder gar einem Asylstopp ist in diesem Notfallkonzept keine Rede – obwohl einige Kantonsvertreter auch

Abwehrmassnahmen gefordert hatten. Zuvor hatte die SVP-Spitze ihre zwei Bundesräte zu Interventionen im Bundesrat gedrängt. Verteidigungsminister Guy Parmelin und Finanzminister Ueli Maurer sollten sich im Bundesrat für die Schliessung der Grenzen starkmachen, systematische Kontrollen, die Rückweisung von Migranten und den Einsatz der Armee an der Grenze fordern. Der brisante Plan scheiterte aber schon im Sicherheitsausschuss des Bundesrates, wo Sommaruga und Aussenminister Didier Burkhalter das Sagen haben.

Mit oder ohne Bundesrat

Vor einigen Tagen doppelte der neue SVP-Präsident Albert Rösti in der *Sonntagszeitung* nach: Er sei überzeugt, dass die SVP-Bundesräte in der Landesregierung bald den Einsatz der Armee an der Grenze fordern würden, sagte er. Ein Wink mit dem Zaunpfahl an die Adresse von Maurer und Parmelin. Wie in der Fraktionssitzung blockte Maurer auch diesmal ab.

Keinen Einsatz der Armee, keine Rückweisung von Migranten aus sicheren Drittländern.

Er dementierte gegenüber Radio SRF, dass er und sein Bundesratskollege Parmelin einen Antrag für einen Armeeeinsatz an der Südgrenze vorbereiten würden. Der Grossteil der Migranten komme auf normalem Weg mit Zügen an, so dass sie gezählt und registriert werden könnten. «Solange die Situation so bleibt – und man an Schengen festhält –, sehe ich im Moment keinen Bedarf für einen Armeeeinsatz», meinte Maurer. Keinen Einsatz der Armee, keine Rückweisung von Migranten, die aus sicheren Drittländern einreisen, das ist nicht gerade das, was die SVP von Maurer erwartet.

Der Walliser SVP-Staatsrat und Sicherheitsdirektor Oskar Freysinger weiss sich aber auch ohne Rückendeckung aus Bern zu helfen: «Die Leute, die vom Grenzwachtkorps aufgefangen werden, wollen nicht in der Schweiz Asyl», weiss Freysinger. «Sie wollen in Richtung Frankreich durchreisen.» Aber die Franzosen hätten die Grenzen dicht gemacht und würden die Asylsuchenden gar nicht einreisen lassen. Darum schicke man die Leute wieder zurück nach Italien. Pfister findet, dass ein solches Verhalten der Grenzwaache eine gewisse dissuasive Wirkung entfalte. Auffallend jedenfalls: Wer in Chiasso aus dem Zug steigt, stellt fast immer ein Asylgesuch, in Brig dagegen ist für die meisten Asylsuchenden Endstation. Sie werden zurück nach Italien geschickt. Das inspiriert auch Pfister: «Hier könnte man diskutieren, ob eine ähnliche Beratung in Chiasso nicht auch diesen Effekt hätte.» Mit oder auch ohne Bundesrat Ueli Maurer. ○

Beste Freunde

Bei der Wahl zum SRG-Präsidenten muss der Walliser Staatsrat Cina gegen den früheren Staatssekretär von Däniken antreten.



Neues Mandat im Visier: CVP-Politiker Cina.

Der einzige Job, der ihn in Bern interessiere, sei der eines Bundesrats, gab der Walliser Staatsrat Jean-Michel Cina zurück, wenn man ihn vor zwei Jahren nach seinen politischen Ambitionen fragte. Jetzt hat er ein anderes Mandat in Bern im Visier, das Präsidium bei der Radio- und Fernsehgesellschaft SRG – einer CVP-Hochburg im wahrsten Sinne des Wortes. Zuerst regierte hier der frühere CVP-Generalsekretär und Diplomat Raymond Loretan. Zurzeit wird die SRG vom 63-jährigen ehemaligen Luzerner Staatsschreiber und CVP-Mitglied Viktor Baumeler präsiert. Baumeler will 2017 in Pension gehen. Nun berichtete die *NZZ am Sonntag*, Cina werde noch vor der Sommerpause vom Nominierungsausschuss des SRG-Verwaltungsrats als neuer Präsident vorgeschlagen werden.

Das bestätigen gutinformierte Kreise auch gegenüber der *Weltwoche*. Cina sei aber nicht der einzige Kandidat. Der Nominierungsausschuss will ein Zweierticket vorschlagen. Als Alternative zu Cina soll der frühere Staatssekretär Franz von Däniken portiert werden. Dass es ein pensionierter Staatssekretär in die Endausmarchung um das SRG-Präsidium schafft, wirft ein paar Fragen zum Auswahlverfahren auf. Von der SRG bekommt man dazu jedoch keine brauchbaren Informationen. Aber es überrascht nicht, dass die «Buchmacher» den 52-jährigen Cina als Favoriten führen. Ob die Medienministerin bei seiner Kandidatur die Hand im Spiel hatte, lässt sich nicht sagen. Cina als Fraktionschef und Leuthard als Parteipräsidentin bildeten vor Jahren in Bern ein harmonisches Duo. Leuthards Umfeld beteuert aber, Bundesrätin Leuthard habe keinen Einfluss ausgeübt. Wie auch immer, Cina käme der neue Posten gelegen. Der Walliser tritt im April 2017 als Staatsrat zurück und sucht eine neue Herausforderung. *Hubert Mooser*



Der Bundesrat musste aufklären: Gotthard-Eröffnung in Pollegio.

Von Derwischen und teuren Niederlagen

Die Sommersession war weniger langweilig als befürchtet – dafür sorgte nur schon die weltweit beachtete Eröffnung des Gotthard-Basistunnels. Dazu flossen Bundesmilliarden für die Strasse, die Bildung und die Entwicklungshilfe. *Grosser Sessions-Check von Markus Schär und Peter Keller*

Da stehe «wohl der langweiligste Sitzungsmarathon aller Zeiten» bevor, stöhnte ein Jungredaktor der *Aargauer Zeitung* vor der Sommersession: Auf der Traktandenliste finde sich «viel Polit-Krimskrams», kaum ein Geschäft biete «echte Substanz». Entgegen der Expertenmeinung zeigte sich das Parlament aber recht munter: Es rang selbst um Krimskrams, also etwa um die Fragen, wie die Schweiz ihre Unternehmensbesteuerung umbaut oder ihr Verhältnis zur EU gestaltet, und um die Milliarden, die sie für die Bildung, den Strassenbau oder die internationale Zusammenarbeit ausgibt.

Das schwergewichtigste Geschäft — «Heute ist ein denkwürdiger Tag», sagte Nationalrätin Magdalena Martullo-Blocher (SVP) am 14. Juni. Die «weit über diese Session hinaus wichtigste Vorlage» komme nach zehn Jahren Vorbereitung zum Abschluss. Die Chefin der Bündner Ems-Gruppe kämpft zuvorderst für

die Unternehmenssteuerreform III, die Privilegien für ausländische Firmen abschafft, aber dafür die Steuersätze für alle senkt und einen «Werkzeugkasten» für Steuererleichterungen bietet, mit denen sich abwanderungswillige Unternehmen halten lassen. Sie forderte weitere Abzugsmöglichkeiten und schimpfte über die «Zwängerei» der kantonalen Finanzdirektoren, die sich vor Steuerausfällen fürchten. Aber sie lenkte schliesslich ein, weil diese für das Land wichtige Vorlage vor dem Volk bestehen muss, da die SP Unterschriften für ein Referendum sammelt. Willkommen in der Politik, Magdalena Martullo.

Das weltbewegendste Ereignis — Ihre wahre Grösse zeigten die Parlamentarier bei der Gotthard-Eröffnung. Beim Festspiel klagten ratlose SVP-Vertreter über Verschwendung von Steuergeldern, Sylvia Flückiger witterte angesichts tanzender Derwische gar den

Verrat von Schweizer Grundwerten. Der Bundesrat klärte sie bezüglich ihrer Bedenken auf, bei den Derwischen habe es sich um Heuhaufen gehandelt. Und er setzte die Aargauer Nationalrätin damit dem globalen Spott aus. («Volker Hesse watscht Bundesrat ab», titelte danach der *Blick*: Der Regisseur sagte, es habe in seinem Spiel durchaus Derwische gegeben.) Linke Parlamentarier höhnten auf den sozialen Medien über ihre rechten Kontrahenten, die am Buffet weniger Sparwillen bewiesen. Und sie schimpften derweil immer noch darüber, dass sie für diesen Ausflug zum Gotthard als hart arbeitende Volksvertreter kein Taggeld bekamen. Unter den illustren Gästen fehlte übrigens alt Bundesrat Christoph Blocher. Einer müsse ja mit Arbeiten das Fest finanzieren, sagte er am Vortag an einem Anlass: «Da stehen sowieso alle herum, als hätten sie die Steine selber aus dem Tunnel getragen.»

Der eidgenössischste Einwurf — Vierzig Minuten lang sprach Aussenminister Didier Burkhalter in bestem Diplomatenfranzösisch zur internationalen Zusammenarbeit. Ein SVP-Nationalrat zischte deshalb seinem Banknachbarn zu: «Kann den jemand abstellen?» Das schnappte Fathi Derder (FDP) auf: Der Waadtländer Journalist regte sich in der Zeitung *Le Temps* darüber auf, dass Französisch in Bern so viel nütze wie Kirgisisch, weil sich damit niemand überzeugen lasse. (Im Folgeartikel räumte er ein, im Ratssaal lasse sich auch auf Deutsch niemand überzeugen: Die Fraktionen, selbst jene der FDP, fordern mehr Disziplin von Undisziplinierten wie Derder.) Die Deutschschweizer, schimpfte der Welsche, hörten nicht nur nicht zu, wenn jemand Französisch spreche, sondern machten sogar Radau. Das ruft nach einer Studie des Nationalfonds, wann im Saal am meisten Lärm herrscht. Bezeugen lässt sich immerhin, dass die welschfreisinnige Fraktion um Derder kaum Radau macht: Sie hält sich meist beim Apéro im Bundeshaus-Café auf.

Der geschichtsträchtigste Entscheid — Eine Woche nach der Abstimmung über die Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar 2014 beschied der Bundesrat dem Volk, er könne deshalb die Personenfreizügigkeit nicht auf Kroatien ausweiten, weil die Verfassung solche neuen Verträge verbiete. Die EU erpresst darum die Schweiz, sie könne ohne Ratifizierung nicht beim Forschungsprogramm «Horizon 2020» mitmachen. Seither stritten die Staatsrechtler darüber, ob das Kroatien-Abkommen überhaupt ein neuer Vertrag ist: Nein, fand der Bundesrat zwei Jahre nach seinem ersten Entscheid. Deshalb stritten National- und Ständerat in einem tagelangen Hin und Her und einigten sich schliesslich auf die – immer noch auslegungsbedürftige – Formel, das Abkommen dürfe ratifiziert werden, «wenn mit der Europäischen Union eine mit der schweizerischen Rechtsordnung vereinbare Regelung zur Steuerung der Zuwanderung besteht». Dafür fasste der Ständerat kurzentschlossen einen historischen Entscheid: 24 Jahre nachdem der Bundesrat kopflos ein Beitritts-gesuch nach Brüssel geschickt hatte, stimmte er wie der Nationalrat dafür, das Gesuch offiziell zurückzuziehen.

Die erfolgreichste Minderheit — In der Regel bleibt eine Kommissionsminderheit auch im Ratsplenum eine Minderheit. Umso denkwürdiger sind die 193 zu 0 Stimmen, die die Minderheit Regula Rytz für sich verbuchen konnte. Die grüne Bernerin verlangte in ihrem Antrag, dass über den Nationalstrassen- und Agglomerationsverkehrs-fonds (NAF) auch Metro-Projekte im Unterschied zu S-Bahnen beziehungsweise Tramstrecken finanziert werden können. Eine verbale Haarspalterei. Die NAF-Vorlage fand schliesslich ei-

ne satte Mehrheit, da sie guteidgenössisch aufgeleitet wurde: Man vergrösserte den Topf um ein paar hundert Millionen und bedachte möglichst viele (von der Schiene bis zur Strasse) grosszügig.

Das nervigste Geschäft — In der Frühjahrs-session sorgten Wolf, Luchs, Biber und Co. für emotionales Lobbying im Vorfeld der Abstimmung (es ging um eine vereinfachte Regulierung der Bestände), in der Sommersession war

Gleich zwei Mal durfte sich die sonst nicht sehr erfolgreiche CVP als Siegerin feiern lassen.

es ein Vorstoss, der höhere Grenzwerte für Mobilfunkantennen forderte (damit das Mobilfunknetz modernisiert werden kann, ohne dass dafür überall neue Antennen aufgestellt werden müssen). Mails, Schreiben, Anrufe, Lobbyisten in der Wandelhalle: Das Ausmass der Parlamentarierbearbeitung war so gross, dass der Bündner Nationalrat Heinz Brand



193 zu 0: Rytz (Grüne).



Willkommen in der Politik: Martullo (SVP).



Das ruft nach einer Studie: Burkhalter (FDP).

(SVP) spottete, es brauche wohl eher schärfere Grenzwerte beim Lobbying. Tatsächlich trieb das permanente Bombardement noch manchen Sympathisanten am Ende ins Lager der Liberalisierer. Der Nationalrat stimmte mit 96 zu 89 Stimmen höheren Grenzwerten zu.

Die teuerste Abstimmung — Manche Voten im Parlament sind so absehbar wie die Eröffnung einer mittelmässigen Schachpartie. Wenn es um die Bildung in der Schweiz geht, kommt der Vergleich mit den (mangelnden) Rohstoffen so sicher wie das Amen in der Kirche – auch in dieser Session, als es um insgesamt 26 Milliarden Franken für den Bereich Bildung, Forschung und Innovation ging. Der Solothurner Sozialdemokrat Philipp Hadorn verwies darauf, dass die Schweiz nicht gerade gesegnet sei mit Rohstoffen, die BDP-Politikerin Rosmarie Quadranti wusste: «In der Schweiz haben wir einen einzigen Rohstoff: unsere Bildung.» Der Grüne Jonas Fricker toppte: «Wissen ist der einzige Rohstoff der Schweiz, den wir unbeschränkt wachsen lassen können.» Der grünliberale Thomas Weibel unterstrich, Bildung sei «eine zentrale Ressource für die Entwicklung der Schweiz». Die Anträge auf Stabilisierung der Bundesbeiträge blieben absehbar chancenlos. Künftig bekommen die Schweizer Bildungsinstitutionen rund 6,5 Milliarden Franken im Jahr. 2008 waren es noch 4,5 Milliarden.

Die teuerste Niederlage — Neben der Bildung standen auch die Milliarden für die Entwicklungshilfe zur Debatte. Der Nationalrat beschloss insgesamt 11,1 Milliarden Franken für die kommenden vier Jahre im Bereich der internationalen Zusammenarbeit. Die SVP unterlag mit ihrer Forderung, die Mittel um 1,6 Milliarden auf 0,4 Prozent des Bruttonationaleinkommens (BNE) zu kürzen. Auch die FDP scheiterte mit ihrem Kürzungsantrag (0,45 Prozent des BNE oder 430 Millionen weniger, als es der Bundesrat wollte) – und zwar an den Stimmen ihrer eigenen Fraktion: Drei FDP-Mitglieder (Doris Fiala / ZH, Kurt Fluri / SO, Laurent Wehrli / VD) verweigerten der eigenen Partei die Gefolgschaft und verhalfen den bundesrätlichen Mehrausgaben zur Mehrheit.

Der schärfste Sieger — Gleich zwei Mal durfte sich die ansonsten nicht sonderlich erfolgsverwöhnte CVP als Siegerin feiern lassen – wenn auch in ausserparlamentarischen Wettbewerben. Jean-Paul Gschwind, Veterinär und Nationalrat aus dem Kanton Jura, konnte das Parlamentarier-Jassturnier für sich entscheiden, derweil sein Fraktionskollege Markus Ritter beim Schiessen reüssierte. Er festigte damit seinen Ruf, den er auch als Präsident des Bauernverbandes geniesst: Zielsicher holt Ritter jeweils das Beste für seine Landwirtschaftsklientel heraus. ○



Die Stadt mit den schönsten Veloabstellplätzen der Welt: Basel.

Die Bobby-Car-Verordnung

In Basel besitzt ein Baum und vor allem ein Fahrrad mehr Rechte als ein Bürger. Nun wollen Politiker die Velokeller in Privathäusern als gesetzlich verordneten Luxusraum verankern.

Von Michael Bahnerth

Es gibt diese Savannentheorie, nach der es eine ästhetische Vorliebe des Menschen für offene, eben savannenartige Landschaften gibt, weil der Mensch dort in seinem Ursprungshabitat über ein paar Millionen Jahre hinweg die Kinderstube des Menschseins verbracht hat. Es ist schwer zu sagen, ob diese Theorie global anwendbar ist, aber in Basel funktioniert sie formvollendet. Daran sind nicht unerheblich die Zugewanderten aus dem Baselland verantwortlich, diesem Kanton, der eigentlich lange Zeit nur die Kornkammer und ein bisschen Naherholungsgebiet der Stadt war.

In den letzten paar Dutzend Jahren sind zwei Dinge geschehen, an denen man nicht vorbeikommt, will man den Untergang Basels und auch des Basellandes verstehen. In den 1970er Jahren zogen Städter in der Sehnsucht nach heiler Welt, guter Luft, fröhlich spielenden Kindern und idyllischer Selbstverwirklichung aufs Land und wollten dort dennoch ein wenig Stadt haben. Und seit zwanzig Jahren kommen diese verländlichten Städter zurück in die Stadt und basteln sich da eine ländliche Atmosphäre. Seither grassiert in den beiden Kantonen eine Identitätskrise, weil das Land nicht mehr richtiges Land und die Stadt nicht mehr richtige Stadt ist.

Drei Sozialdemokraten und ein Grüner sitzen in der Basler Regierung. Der Grüne ist

noch ein paar Monate Stadtpräsident und tritt dann zurück, spielt am liebsten hoch über den Dächern von Basel auf dem Bruderholz Bach auf der Orgel, träumt von einer idealen Welt, in der sich alle liebhaben, und ist im Grunde harmlos. Die Schwierigkeit sind die drei Sozialdemokraten, die dem Bau-, dem Finanz- und dem Wirtschaftsdepartement vorstehen, jenen Departementen, die über die Rahmenbedingungen des Lebens und Sterbens der Stadt entscheiden. Unglücklicherweise haben alle drei ländliche Wurzeln und sind im Geiste vom Urbanen überforderte Landbewohner geblieben, und so ist Stadt für sie einfach Land mit weniger Landschaft und somit eine Möglichkeit, eine ländliche Stadt als zweite Heimat zu schaffen. Die Finanzministerin Herzog stammt aus Pratteln BL, der Wirtschaftsminister aus Oberwil BL und der Bauminister aus einem Vorort von St. Gallen.

Sie können bei der Umsetzung ihrer Feld-Wald-Wiesen-Visionen ungebremst beinahe aus dem Vollen schöpfen. Basel hat Geld. Da sind die Novartis und die Roche, die den finanziellen Grundstock legen, dort sind hohe Steuern. 430 Millionen Franken Überschuss hat die Stadt letztes Jahr erzielt, 180 Millionen allein bei den natürlichen Personen, das sind 1400 Franken pro steuerzahlendem Bürger. Die rot-grüne Regierung steckt das ganze Geld

in ihre Projekte und lässt die Stadt allmählich zu einem weltfremden Biotop mutieren. Was entsteht, ist allerdings nicht die Stadt der Zukunft, sondern ein Hirngespinnst.

Eine Stadt soll es werden, in der alle Velo fahren oder den ÖV nutzen und in der alle übriggebliebenen Autobesitzer ihre Wagen am besten ausserhalb der Stadtgrenzen parkieren. Die Regierung will das so sehr, dass etwa Käufer von Kastenvelos, das sind die, die vorne oder hinten wie eine offene Truhe haben, mit 1500 Franken subventioniert werden soll. Das ist die Sehnsucht; Malermeister Müller kommt mit dem Tram oder dem Kastenvelo, und die Welt ist ein bisschen besser geworden.

Sonderzonen für das Leben

Natürlich ist diese Politik gegen den gesunden Menschenverstand nur per Gesetze und Verordnungen durchsetzbar. Das ist in einer direkten Demokratie normalerweise nicht so leicht machbar, es gibt Initiativen, Referenden und so weiter, und vor allem gibt es Vernunft, aber der Feind der Vernunft ist die Ideologie. Das Problem ist nun, dass die Basler SP ihre Ideologie für vernünftig hält und erst noch all die ländlichen Gutmenschen-Städter hinter sich hat, die es sich schmalbürgerlich in kuschligen Einfamilienhäuschen am Stadtrand bequem gemacht haben und den andern vorschreiben

wollen, wie verantwortungsbewusstes Leben funktioniert. Die restlichen zwei Drittel Basels haben sich längst ausgeklinkt aus dem politischen Gestaltungsprozess und sind vom Wut- und Fluchbürger zum resignativen Cityoens verstummt.

Bald ist es so, dass sämtliche lebensbejahenden Aktivitäten im öffentlichen Raum in Basel bewilligungspflichtig werden, weil der öffentliche Raum unberührt sein soll wie eine abgelegene Landschaft frühmorgens. Leben darf dann nur noch auf besonders gekennzeichneten Lebenszonen stattfinden.

2015 führte die Stadt eine neue Verkehrsverordnung ein, weil vor allem jenes Drittel, das in der Stadt lebt, als ob es Land wäre, und einmal die Woche in die City fährt und das dann ganz furchtbar lebendig findet, für eine Verkehrsreduktion votierte; zehn Prozent weniger Autoverkehr bis 2020. Das ist ja im Grunde nicht unvernünftig, aber die rot-grüne Regierung in ihrem ungezügelter *Safe the world*-Kreuzzug nutzte sofort die Gelegenheit zur Radikallösung, übertöpelte den lahmen bürgerlichen Widerstand mit dem Zugeständnis von ein, zwei neuen Parkhäusern und machte daraufhin die Stadt so verkehrsfrei, dass sogar Leichenwagen zum Befahren der Innenstadt eine Sonderbewilligung brauchen. Inzwischen ist die Stadt bis auf ein paar Taxis und Polizeiwagen autofrei, was übrigens auch das

bisschen Strassenstrich zum Erliegen brachte. Nicht mehr lange, so kann man vermuten, und die Stadt installiert dort eine Begegnungszone mit Parkbänkchen, Verbotsschildern und Rollatorabstellfläche.

Highend der Dekadenz

Es ist schon länger so, dass in Basel ein Baum und vor allem ein Velo mehr Freiheiten und Rechte besitzt als ein Bürger. Velos und Bäume erhalten jenen Raum für die Selbstverwirklichung, der den Bürgern vorenthalten wird. Für Velos sind in den letzten fünf Jahren flächendeckend Luxusparkplätze errichtet worden, 19 500 an der Zahl, fast so viele, wie Basel Beamte hat. Jetzt gerade möchte das Baudepartement eine neue Veloparkplatzverordnung, kurz VeloPPV, durchs Parlament bringen, sie ist in der Vernehmlassung. Es ist eine «Verordnung über die Erstellung von Abstellplätzen für Velos, Mofas, Kinderwagen und Kinderfahrzeuge».

Manche mögen so etwas für fortschrittlich halten, im Grunde aber ist es das Highend der Dekadenz. Auf politischer Ebene lief das Geschäft wie immer. Es ging per Motion um die Änderung eines alten Bauparagrafen, der zwar schon immer vorschrieb, dass Bauten und Anlagen mit Veloabstellplätzen «auszustatten» sind. Dort, wo möglich, eben, und es wäre gut, wenn die Velos nicht in einen Keller getragen

werden müssten und so weiter. Der alte Paragraph aber war nur eine Verordnung, und das war offenbar nicht genug.

Dann forderte ein Sozialdemokrat per Motion, den Velokeller als gesetzlich verordneten Luxusraum zu verankern, und seither diskutiert die Stadt über Velokeller. Der vom links-ideologisch geprägten Baudepartement ausge-

Jeder Bewohner hat pro Zimmer einen Parkplatz zugute plus Abstellplätze für Kinderwagen.

arbeitete und bis an die Grenzen des Machbaren und darüber hinaus gestaltete Gesetzesentwurf sieht vor, dass ein Veloabstellplatz die Masse von gut 90 Zentimeter Breite und knapp zwei Meter Länge haben muss. Jeder Bewohner hat pro Zimmer einen Parkplatz zugute plus Abstellplätze für Kinderwagen und Bobby-Cars und Ähnliches. Siebzig Prozent der Plätze sind Langzeitveloparkplätze der Mieter, dreissig Prozent sind als Besucherparkplätze gedacht.

Und so wird sie kommen, die VeloPPV, das Reich der verordneten Velokeller, ausser in Altersheimen, wie man hört. Basel, das ist dann die Stadt mit den schönsten Velokellern der Welt.

Michael Bahnerth ist Textchef der *Basler Zeitung*.

TIPPKING.CH

DAS GROSSE TIPPSPIEL

von Radio Central und Sunshine Radio

Bist du bereit zu gewinnen? Wir suchen den Tipp-König der Fussball-Europameisterschaft!
Melde dich jetzt sofort an unter tippping.ch und verpasse keine Spielrunde.

Preise im Wert von über CHF 10'000 zu gewinnen!

Weitere Infos: www.radiocentral.ch oder www.sunshine.ch



Halbstark am Bosphorus

Befremdet und besorgt verfolgt die Welt die Politik von Recep Erdogan. Seine Ausfälle haben Methode: Die Türkei soll wieder die Rolle spielen, die ihr nach eigenem Selbstverständnis, geostrategischer Lage und ihrem Potenzial zusteht. *Von Wolfgang Koydl*

So also sieht sie aus, die neue türkische Arroganz. Oder soll man lieber von erstarktem Selbstbewusstsein reden? Am Tag nach dem jüngsten tödlichen Bombenanschlag in Istanbul liessen die Behörden das in der Stadt akkreditierte konsularische Korps am Tatort antraben. Die Konsuln und Generalkonsuln fanden sich in der Sezadebasi-Strasse im historischen Altstadtbezirk Fatih ein und warteten auf Binali Yildirim. Der neue Ministerpräsident hatte sich angesagt, um den Opfern und Hinterbliebenen seine Ehre zu erweisen.

Als der Regierungschef mit geraumer Verspätung erschien, marschierte er schnurstracks in nächster Nähe an den Diplomaten vorbei, ohne sie eines Blickes, geschweige denn eines Wortes zu würdigen. Nachdem er mit ein paar Ladenbesitzern gesprochen hatte, trat er – ebenfalls grusslos – den Rückzug an. Bevor er in seiner Limousine verschwand, ordnete er noch den Abzug aller Sicherheitskräfte an. Die Konsuln sahen sich plötzlich schutzlos einer aggressiven Menschenmenge gegenüber.

Yildirim ist erst seit einigen Wochen im Amt, aber er hat schnell das hochmütige Verhalten übernommen, das sein Chef und Mentor, Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan, schon seit längerem im Umgang mit dem Ausland praktiziert. Egal ob Europäer, Amerikaner oder Russen – er kanzelt alle ab. Mit besonderer Vorliebe lässt er seinen Ärger an seiner Lieblingsfeindin aus: Angela Merkel. Inzwischen ist es so weit, dass er sich nur räuspert – und sie fliegt nach Ankara.

Neigung zur Mimosenhaftigkeit

Doch derweil diese Welt mit immer grösserem Befremden auf die Wandlung Erdogans zum neosmanischen Sultan mit autokratischen Allüren starrt, kommt er bei der Mehrheit seiner Landsleute gut an. «Das geht den Türken runter wie Öl», meint der Kolumnist Selcuk Salih. «Reiner Balsam auf ihre wunden Seelen.» Und unter Hinweis auf den vor kurzem veröffentlichten Mitschnitt eines laut geführten Gespräches zwischen Erdogan und den EU-Präsidenten Donald Tusk und Jean-Claude Juncker fügt er hinzu: «Zum ersten Mal kann ein türkischer Politiker einen Europäer anbrüllen. Damit zahlt er ihnen Jahrzehnte der Beleidigungen und der Demütigungen heim.»

Tatsächlich fühlen sich die Türken – die als Nation gerne ein wenig zur Mimosenhaftigkeit neigen – von der ganzen Welt verraten

und betrogen: von den Amerikanern, die plötzlich den unangenehmen Nachbarn Iran hofieren; von den Russen, die an der türkischen Südgrenze Soldaten und Flugzeuge stationieren; und natürlich von den Europäern, deren Versprechen auf eine EU-Mitgliedschaft immer doppelzünftig und unaufrichtig gewesen sind.

Europa wollte die Türkei nie wirklich in seinem Klub, und es will dies auch heute nicht. Immer wenn sie ihre Aufgaben erfüllt hatte, wurden neue Pflichten nachgeschoben. Deutlich sieht man dies abermals bei der Debatte über die Befreiung der Türken vom europäischen Visazwang. «72 Bedingungen sollen wir erfüllen», prustet Devlet Erkan hervor, der am Taksim-Platz einen Kiosk betreibt. «Warum nicht gleich 1001 wie im Märchen?»

Umso bemerkenswerter ist die jüngste Äusserung des EU-Parlamentariers und Merkel-Vertrauten Manfred Weber, der die Mitgliedschaft der Türkei in der EU «die Lebenslüge einer ganzen Politikergeneration» nannte. So viel Ehrlichkeit ist selten; meist müssen die Türken erraten, was die Europäer von ihnen halten. So hat Europa nach Ansicht von Christoph K. Neumann mit dem Flüchtlingsdeal sein wahres Gesicht gezeigt. Die EU lasse die Türken die «Drecksarbeit» machen und nehme sie nicht ernst, meint der deutsche Turkoologe im *Weltwoche*-Interview.

Was Deutsche wirklich über Türken denken, entlarvten sie mit dem vulgären Erdogan-Gedicht des Satirikers Jan Böhmermann, meint ein Mann, der seit vielen Jahren eine angesehenere europäische Institution in Istanbul

«Die EU ist ein deutscher Traum – von deutscher Träumerei sollten sich die Türken fernhalten.»

vertritt. Seinen Namen und den seines Arbeitgebers aber möchte er nicht in der Zeitung lesen. Das ist der Deal für ein offenes Gespräch.

Das mit rassistischen Türkenklischees vollgestopfte Machwerk Böhmermanns habe ihn ziemlich entsetzt, meint er. Letztlich habe der Satiriker damit aber nur «der deutschen Fratze den Spiegel vorgehalten». Das Gespräch findet über Oliven, Tomaten und Käse beim Frühstück an der Mole von Karaköy statt. Der Beobachter nippt am Teeglas, bevor er fortfährt: «Wir müssen die Türkei ernst nehmen, sie will



Aufrecht stehen: Ehepaar Erdogan.

auf Augenhöhe behandelt werden, und das ist auch gerecht.» Europa müsse erkennen, dass die Türkei nicht mehr nur ein «Pufferstaat, ein Anhängsel» sei.

Zudem ermahnt er die Europäer zu einem differenzierten Blick auf das Land. So sei die weltweit verurteilte Brutalität der Polizei bei den Protesten wegen des Gezi-Parks in Istanbul auch eine Reaktion auf nicht minder brutale Attacken radikaler autonomer und kurdischer Gruppen auf die Ordnungskräfte gewesen. Das Wiederaufflammen der Kämpfe in den Kurdengebieten gehe auch auf den Umstand zurück, dass die Untergrundorganisation PKK ganze Landstriche unter ihre Kontrolle gebracht und die staatliche Souveränität gefährdet habe.

Ilber Ortayli denkt noch radikaler. Der alte Herr schafft es, auch einen wackeligen Plastikstuhl wie einen Thron zu besetzen. Der 69-jährige Doyen der türkischen Historiker ist



herausgekommen auf die Terrasse der Galatasaray-Universität. Die Teestube ist schon geschlossen, ein Frachter drückt Wellen an das Ufer. Ortayli zupft an seinem Bart und blickt auf den Bosphorus hinaus. Um sein Hosenbein streicht eine Strassenkatze, ein paar Meter entfernt gaffen drei Arbeiter den wegen seiner spitzen Zunge landesweit bekannten Fernsehdiskutanten an. Die Aufmerksamkeit ist ihm nicht unangenehm.

«Wir waren mal wer»

Mit dem europäischen Projekt hat Ortayli abgeschlossen, ebenso wie übrigens die Mehrheit seiner Landsleute. Die Leidenschaft für die EU ist rapide erkaltet. «Es gibt kein einiges Europa, und es ist auch nicht demokratisch», urteilt Ortayli. «Die EU ist ein rein deutscher Traum, und von deutscher Träumerei sollten sich die Türken fernhalten. Das ist schon im

Ersten Weltkrieg schiefgegangen, als wir Verbündete waren und das Osmanische Reich unterging.» Punktum.

Neuerdings scheint dieses Reich freilich in all seinem opulenten Prunk wiederaufzuerstehen – und dies nicht nur wegen des gewöhnungsbedürftigen Möbelgeschmacks, den Erdogan bei der Inneneinrichtung seines neuen Präsidentenpalastes an den Tag legte. Überall wächst das Interesse an der glorreichen Vergangenheit, osmanische Klubs erfreuen sich steigender Mitgliederzahlen, das Interesse an Mehter, der Militärmusik der Janitscharen, nimmt ebenso zu wie das an alten Rezepten, Gedichten und Sportarten. Erdogan war es auch, der als Ministerpräsident den männlichen Angehörigen der früheren Herrscherfamilie Osman zum ersten Mal seit Ausrufung der Republik 1923 wieder die Rückkehr in die Türkei und die Annahme der türkischen Staatsbürgerschaft gestattete.

«Er will anknüpfen an diese grosse Vergangenheit, und er trifft damit einen Nerv in der Bevölkerung», meint der Autor Caydi. Obwohl die Republik Mustafa Kemal Atatürks radikal mit der feudalen Geschichte gebrochen habe, habe in den Schulen kein Geschichtsbuch auf Karten des versunkenen Weltreiches verzichtet, das in seiner Glanzzeit beinahe vom Atlantik bis zum Indischen Ozean, und von Budapest bis Khartum reichte. «Jeder Türke hat sich die Karte angesehen und gesagt: <Wir waren mal wer>», sagt Caydi. «Und dann folgt schon gleich die Feststellung: <Wir können wieder wer werden.>»

Die Sehnsucht, erneut eine dem eigenen Selbstverständnis adäquate Rolle zu spielen, erklärt auch einige der waghalsigen aussenpolitischen Manöver Erdogans in den letzten Jahren. Der Versuch vor sechs Jahren, mit einer kleiner Flotte die israelische Seeblockade des

«Drecksarbeit für Europa»

Die Türkei ist auf dem Weg in eine Autokratie. An diesem Umstand trägt die EU eine Mitschuld, sagt Experte Christoph K. Neumann.

Von Wolfgang Koydl

Als Regierungschef hat sich Recep Tayyip Erdogan Verdienste erworben: die Wirtschaft vorangebracht, das Militär entmachtet, einen Dialog mit den Kurden gestartet. Doch jetzt, als Staatspräsident, reisst er alles wieder ein. Ist das schon Wahnsinn, oder hat es noch Methode?

Das hat durchaus Methode. Er hat auch nicht erst angefangen, seit er Präsident ist, sondern bereits Ende 2011 mit der Verfassungsreform und den anschließenden Wahlen, in denen er bestätigt wurde. Dadurch erhielt er relativ grosse Macht, und es war erwartet worden, dass er diese Macht nutzen würde, um die Reformen weiter voranzutreiben. Aber er hat das Gegenteil getan und umschaltet auf eine Politik, die ihm die Macht auch dann erhalten soll, wenn die Regierung einmal abgewählt wird.

Geht es ihm um rein persönliche Macht, oder glaubt er, etwas für sein Land zu tun?

Ich denke, wir haben eine autokratische Situation mit einem Diktator. Es ist noch keine volle Diktatur, aber es herrschen autokratische Verhältnisse. Erdogan hat etwas etabliert, was wir in Westeuropa längst vergessen haben: individuelle Macht. Eine Führergestalt, der man auch persönliche Macht gibt, halten wir für völlig unnormal. Dabei ist das gar nicht so ungewöhnlich. Erdogan hat echte persönliche Macht. Es ist nicht die Partei, die ihn nach vorne stellt und auf Linie zwingt. Er ist nicht der Schwanz, der mit dem Hund wedelt. Er ist tatsächlich der Hund.

Dann gibt es niemanden, der ihm in den Arm fallen könnte?

Im Moment sieht das nicht so aus. Die Stimmung im Land erinnert an eine Game-over-Situation. Das ist wie bei den letzten Zügen einer Schachpartie. Man kann noch Züge machen, aber man kann das Unausweichliche nicht mehr aufhalten. Es gibt keine relevanten gesellschaftlichen Kräfte, die zu einer durchschlagenden Oppositionspolitik in der Lage wären. Als die Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung (AKP) letztes Jahr ihre Parlamentsmehrheit verlor, waren die drei Oppositionsparteien nicht einmal fähig, sich auf eine gemeinsame Politik zu einigen, geschweige denn auf eine gemeinsame Regierung. Sie konnten



«Game-over-Situation»: Turkologe Neumann.

nicht einmal einen Untersuchungsausschuss einsetzen. Auch in Erdogans eigener Partei gibt es keine Kontrollmechanismen mehr.

Hat man denn in der EU die Tragweite dieser Entwicklung erkannt?

Die europäische Politik hat jedenfalls noch keine Konsequenzen gezogen. Ich weiss auch nicht, welche Konsequenzen man ziehen möchte. Ich sage nur, was nötig wäre: dass Europa alles tut, damit die Türkei – ein wichtiges Land mit grossem Potenzial – in der EU einen Platz findet. Das hat die EU nie getan. Jetzt muss die Türkei mit dem Flüchtlingsrücknahmeabkommen auch noch die Drecksarbeit für die EU erledigen. Eine solche Politik macht man nicht, wenn man ein Land als Mitglied haben will, sondern nur, wenn man es als ein Glacis betrachtet. Solange man die Türkei so behandelt, hat man auch sehr wenig Möglichkeiten, Einfluss auf sie auszuüben.

Wie ernst meint es denn die Türkei mit einem EU-Beitritt?

Inzwischen wahrscheinlich auch nicht mehr sehr ernst. Ich denke, dass da grosse Frustration herrscht. Einen Beitritt kann man nur ernsthaft verfolgen, wenn man eine ernsthafte Perspektive hat. Aber die EU hat alles getan, um diese ernsthafte Perspektive zu verwässern. Mittelfristig gibt es keine Perspektive für einen Beitritt.

Warum regen sich die Türken so über den Begriff des «Völkermordes» an den Armeniern auf? Sie geben Massaker und Massensterbe zu. Ist das nicht reine Wortklauberei?

Das Wort «Völkermord» ist ein Schibboleth geworden. Es teilt die Menschen in zwei

Gruppen – jene, die es benutzen, und jene, die das nicht tun. Es ist ein komplexer Begriff, der nicht nur von Juristen verwendet wird, sondern auch von Ethnologen, Historikern und Genozidforschern. Aber eines macht der Begriff klar: Wer das Wort «Völkermord» verwendet, ist im Prinzip bereit, die Folgen zu tragen, wie immer die aussehen mögen. Wer den Begriff vermeidet – auch wenn er die Vorgänge bedauert, wie das Erdogan getan hat –, versucht, diesen Schritt zu vermeiden. Das ist der springende Punkt.

Deshalb zieren sich die Türken so?

Natürlich. Denn da können juristische Konsequenzen bis hin zu Wiedergutmachungsforderungen drohen – auch wenn ich persönlich nicht recht daran glaube. Aber ein Eingeständnis hätte Auswirkungen auf den türkischen Nationalismus. Es würde die Türken zu einem Volk machen, das während des Prozesses der Nationwerdung ein anderes Volk ermordet hat. In diesem Fall müssten die Türken ihre Identität auf den Prüfstand stellen. Das ist schwierig, und es ist nachvollziehbar, dass viele Leute davor Angst haben.

Sie haben gesagt, dass die Türkei auf dem Weg zur Diktatur ist. Ist sie auch auf dem Weg zu einem islamischen Staat? Anfangs galt die AKP als eine Art islamisches Gegenstück zu christdemokratischen Parteien in Europa.

Zunächst einmal glaube ich nicht, dass es noch eine Politik der AKP gibt. Es gibt nur noch eine Politik, die vom Präsidenten erlassen wird. Die AKP war eine neoliberale Partei mit einer konservativen Kultur- und Identitätspolitik, die insbesondere – aber nicht nur – die sunnitische Mehrheit ansprach. Aber seit 2013 spricht Erdogan ausschliesslich diese Klientel an, und zwar auf der Ebene reiner Symbolpolitik. Man redet darüber, was im Fastenmonat Ramadan angemessen ist oder nicht, es gibt Alkoholausschankgesetze und so weiter. Das bedeutet aber nicht, dass die Türkei islamischer würde, gar in eine Theokratie abdriften würde. Vielmehr setzt man massiv auf eine Identitätspolitik, um die grösste Bevölkerungsgruppe um die AKP zu scharen. Strukturelle Veränderungen sehe ich nicht. Einzelne Akteure mögen im Moment zwar jeweils glauben, etwas Frommes zu tun. Aber wenn man es sich vom Standpunkt eines Muslims ansieht, passiert nichts, was das Land Gott näherbringen würde.

Christoph K. Neumann ist Professor für Turkologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Neben vielen eigenen Veröffentlichungen hat er den Roman «Schnee» von Orhan Pamuk übersetzt.



Neuer Sultan oder zweiter Atatürk? Niederschlagung der Gezi-Park-Proteste, 2013.

Gazastreifens zu durchbrechen, gehörte ebenso dazu wie Ankaras Grossmachtgehabe in Syrien und die Drohungen an die Adresse Europas – so als ob türkische Heerscharen bereits wieder an der Stadtgrenze von Wien stünden.

Diese Politik war oft erratisch und widersprüchlich – einmal war Syriens Diktator Assad der beste Freund, dann der Todfeind –, und sie hat die Türkei nicht stärker gemacht, sondern geschwächt. Vor allem aber hat Erdogan sein Land isoliert. «Es ist schon ein Kunststück, es sich zur gleichen Zeit mit Amerikanern und mit Russen, mit Israelis und mit Iranern zu verderben», merkt Caydi mit bitterem Sarkasmus an.

Besser als mancher EU-Schuldenstaat

Aber auch an anderen Fronten wurden frühere Erfolge verspielt. Denn anfangs machte die seit 2002 mit absoluter Mehrheit regierende AK-Partei Erdogans ihrem Namen alle Ehre. Die Abkürzung steht für *adalet* und *kalkinma* – Gerechtigkeit und Aufschwung –, und die AKP baute erstmals einen Sozialstaat auf, der diesen Namen verdient, brach die Vormundschaft des mächtigen Militärs, nahm mit den Kurden einen Dialog auf und verhalf der Wirtschaft zu einem ungeahnten Aufschwung. Dass auf türkischen Lira-Noten heute höchstens drei und nicht mehr sechs Nullen stehen, ist Erdogans Wirtschaftspolitik zu verdanken, die die Dauerinflation besiegte.

Nilgün Yilmaz kennt sich mit der Wirtschaft aus. Sie ist eine elegante, kluge und weltoffene Frau, die sich schminkt, modisch kleidet und sogar ein kleines Décolleté wagt – auch wenn dies im frömmen werdenden Istanbul immer häufiger ein Stirnrunzeln auslöst. Allerdings nicht in Etiler, dem hypercoolen Businessdistrikt der Stadt mit seinen glänzenden

Bürotürmen, glitzernden Shoppingmalls und edlen Boutiquen, wo sie einen Tisch bei einem schicken Italiener reserviert hat.

Sie gehört zur wachsenden Zahl von Gesprächspartnern, die ihren richtigen Namen nicht nennen wollen. Seit Jahren leitet Yilmaz die Repräsentanz einer europäischen Firma in Istanbul, neuerdings versteht sie die Welt nicht mehr. «Von aussen schauen die Werte ja alle

Die Zahl russischer Feriengäste ist von 4,5 Millionen auf weniger als ein Zehntel zusammengeschnurrt.

ganz nett aus», meint sie und zählt auf: «Wachstum 4 Prozent, Handelsbilanzdefizit von 80 auf 30 Milliarden gesunken, Inflation mit rund 6 Prozent okay, dito die Arbeitslosigkeit mit zirka 10 Prozent.» Und bei der Stabilität der Banken und der Budgetdisziplin könnten sich manche europäische Schuldenstaaten dicke Scheiben vom türkischen Vorbild abschneiden.

Dennoch scheint alles irgendwie nicht zusammenzupassen. «Reden Sie mit Vertretern der Realwirtschaft», sagt sie. «Jeder leidet und klagt.» Das treffe den Händler im Basar ebenso wie den mittelständischen Kaufmann oder das Grossunternehmen. Bei Weiss- und Braunware, also Küchengeräten und Unterhaltungselektronik, müsse man sich immer stärker chinesischer Konkurrenz erwehren, und auch der Autobau – Lastwagen und Busse – habe schon bessere Zeiten erlebt.

Besonders dramatisch ist der Einbruch beim Tourismus, an dem direkt oder indirekt 47 Branchen hängen, die insgesamt knapp 13 Prozent zum Bruttoinlandsprodukt beitragen. Seit dem Abschuss eines russischen Kampfflugzeu-

ges im syrisch-türkischen Grenzgebiet boykottiert Moskau den Nachbarn im Süden. Die Zahl russischer Feriengäste ist von 4,5 Millionen auf weniger als ein Zehntel zusammengeschnurrt – rund 400 000. Westeuropäer, unter denen Deutsche die grösste Gruppe stellen, werden von den Terroranschlägen verschreckt. Bis zu 2000 Hotels sollen in den populären Destinationen zum Verkauf stehen. Das Interesse ist mau.

Unbeugsamkeit und Stolz

Nilgün Yilmaz blickt fragend auf. «Wo, bitte, soll dieses Wachstum herkommen?», rätselt sie. Eine Antwort kennt auch sie nicht, es sei denn, man wolle spekulieren, dass die Zahlen frisiert wurden. Es ist nicht die einzige Frage, die in diesen Tagen in der Türkei unbeantwortet bleibt. Das Land verändert sich schneller und tiefergehend als je seit den Radikalreformen Atatürks. Deshalb wäre es gerade jetzt wichtig für Europa und die USA, genauer hinzusehen und sich nicht hinter Klischees zu verstecken. Das trifft vor allem auf Deutschland zu, wo man doch mit Millionen von Deutschtürken, den sogenannten *Almancilar*, ein Heer von Mittlern und Dolmetschern zur Verfügung hätte.

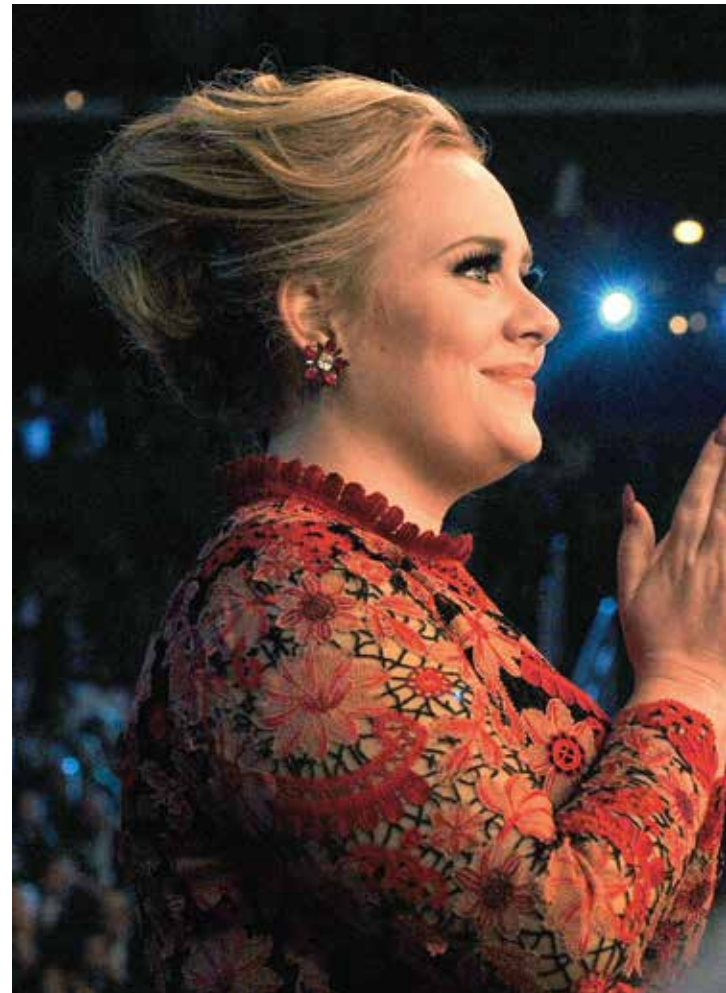
Die Grenze zwischen Selbstbewusstsein und Selbstgerechtigkeit ist fließend, und noch ist nicht klar, was aus Erdogan werden wird – ein neuer Sultan oder ein zweiter Atatürk. Die Antwort auf diese Frage hat auch das Ausland in der Hand. Europäische Arroganz gegenüber «unverbesserlichen Türken» wird eher autokratische Tendenzen stärken.

Eines freilich ist klar: Die alte Türkei kehrt nicht mehr zurück. Ein Lieblingsausdruck Erdogans, der in fast allen Reden vorkommt, lautet *dik durmak* – aufrecht stehen. Gemeint ist damit Unbeugsamkeit und Stolz. Man könnte es auch als Trotz und Sturheit auslegen. Eines ist es auf alle Fälle: unbeweglich. ○

Zeitung der Schweizer KMU-Wirtschaft

- **Service Public**
Milliardenbudget für
Staatsmedien zementiert
- **USR III**
Für KMU unerfreulich,
aber das kleinere Übel
- **BFI-Botschaft**
Schöne Worte –
keine Taten

www.gewerbezeitung.ch



Ein überflüssiger Rat: Audrey Hepburn, Amy Winehouse, Brigitte Bardot, Kim Kardashian, Adele, Beyoncé (v. l.).



Ikone der Woche

Frau mit Turm

Von Beatrice Schlag

Der Name der letzte Woche in Chicago verstorbenen Margaret Vinci Heldt sagt kaum jemandem etwas. Dabei verdankt ihr die Frauenwelt die Erfindung der spektakulärsten Haartracht, seit die höfische Perücke abgelegt wurde: Vinci Heldt war es, die 1960 für das Frisuren-Magazin *Modern Beauty Shop* jenes hohe Gebilde auf dem Kopf entwarf, das die Redaktion sofort «beehive» taufte, den Bienenstock. Auf Deutsch nannte man es Hochsteckfrisur, gelegentlich auch Vogelnest. Seinen Erfolg verdankte der Bienenstock vor allem zwei Frauen: Audrey Hepburn bekam ihn als Holly Golightly in «Breakfast at Tiffany's» auf den Kopf gebaut, Brigitte Bardot trug ihn in einer meist kunstvoll zerzausten Version so gut wie immer in der Öffentlichkeit. Und da zu Beginn der sechziger Jahre im Westen jede junge Frau entweder wie Audrey oder wie Brigitte aussehen wollte, türmten sich die Haare zumindest ein paar Jahre lang auf fast jedem Oberkopf. Nicht ganz so hoch wie bei Marge Simpson, der verwegensten aller Bienenstock-Trägerinnen, aber oft hoch genug, das Verhältnis der Dimensionen von Kopf und Körper völlig zu revolutionieren.

Auf die Idee mit dem Turm kam die Friseurin durch ihren Liebeshut, einen schwarzen Fez. Ihr Traum war, «eine Frisur zu konstruieren, die unter diesen Hut passte und auch da blieb, wenn man den Hut absetzte». Das Wort «konstruieren» ist nicht zu vollmundig. Wer

Einer Frau mit Bienenstock in die Haare zu fassen, ist so erotisch wie Zuckerwatte streicheln.

sich einen Bienenstock bauen will, muss ausser dem Deckhaar sämtliche Haare in einzelnen Strähnen vom Ansatz her toupieren und mit Lack besprayen, ein künstliches Haarkissen einarbeiten, das Ganze mit Haarnadeln festmachen, am Schluss das untoupierte Deckhaar sorgfältig darüber befestigen und den Bienenstock dann nochmals heftig lackieren. «Ich sagte meinen Kundinnen immer, was ihre Männer mit ihnen vom Hals abwärts anstellten, sei mir egal, aber vom Hals aufwärts sollten sie sie nicht berühren», sagte Vinci Heldt. Ein überflüssiger Rat. Einer Frau mit Bienenstock in die Haare zu fassen, ist so erotisch wie Zuckerwatte streicheln. Aber der Anblick kann umwerfend sein. Nicht umsonst haben Amy Winehouse und nach ihr Adele und Beyoncé dem Turm zu einem Comeback verholfen. Glücklicherweise nur auf Bühnen und roten Teppichen.

Fast wie Schokolade

Zürich rühmt sich, Gastgeber der Kunstbiennale Manifesta zu sein. Höhepunkt der aufwendigen Schau ist eine Ration getrockneter Fäkalien. Das wollte ich mir ansehen. *Von Gion Mathias Caveltz*

«What people do for money» – das will uns die Wanderbiennale Manifesta, die noch bis zum 18. September dauert, vor Augen führen. In Zürich gibt es über 250 Werke von 130 Künstlern zu entdecken; von den 30 Neuproduktionen, «die aus der Zusammenarbeit von Künstlern und ihren Gastgebern (Menschen aus verschiedenen Berufsgattungen) entstanden sind», hat vor allem die Monumentalinstallation «The Zurich Load» von Mike Bouchet zu reden gegeben. Im Wesentlichen handelt es sich dabei «um eine Tagesration Zürcher Fäkalien, die der Künstler getrocknet und in grosse Würfel gepresst hat» und die jetzt im grossen Saal des Migros-Museums auf dem Löwenbräu-Areal ihr Unwesen treibt. Sprich: unfassbar stinken soll.

«We're only in it for the money», bekannte Frank Zappa schon in den sechziger Jahren; in diesem Sinne habe ich mir heute vorgenommen, dieses Fäkaliendings selbst auf mich wirken zu lassen. Es ist allerdings gar nicht so leicht zu finden; im Löwenbräu-Gebäude stolpere ich zuerst durch diverse Galerieräume, in denen Sachen herumstehen, die an Ausstellungen von moderner Kunst halt so herumstehen: eine Raubkatze, deren Schwanz in einem langen Gartenschlauch-Ensemble steckt, oder ein gigantischer blonder Haarschopf. *Whatever.*

Vor einer Art gelbem Zelt, in dem auf einem kleinen Fernschirm ein Video läuft, steht eine Gruppe Kunstinteressierter; eine Ausstellungsführerin erklärt soeben: «*D Georgia Sagri isch eigentlich seer subversiv und kritisch – me gseets däm Wärk vilicht nöd ganz a.*»

Da hat sie vollkommen recht!

Die Kernaussage des Werks sei jedenfalls, so die Führerin: «Wenn man gut verhandelt, dann hat man es auch besser. – Die gleiche Installation steht übrigens auch in der Bank Bär, nur kann man sie sich da nicht ansehen.»

«Könnten Sie mir bitte sagen, wie man zu diesem Fäkaliendings kommt, von dem man so viel gehört hat?», frage ich die Führerin.

«Diese *shitload*, äh, *Züri-load?*», fragt sie zurück.

Die Frau ist lustig!

«Eigentlich sollte man den Weg dorthin ja riechen – ich bin ein bisschen enttäuscht», sage ich.

«*Warted Si nu – öppert hät fascht chörblet i mine-re Gruppe*», warnt mich die Führerin und erklärt mir den Weg. Im grossen Saal des Migros-Museums liegt die ganze Fäkalienpracht

dann flächendeckend vor mir. Das Ganze riecht gar nicht so übel. Eher nach Schokolade als nach Scheisse. «Scheisse», überlege ich mir. Warum muss es immer etwas mit Scheisse sein? Die ungebrochene Beliebtheit des modernen Künstlers für Scheisse. Steckt da ein hermetisches Prinzip dahinter? Wie innen – so aussen? Wie unten – so oben? Oder ein homöopathisches Prinzip? Die Heilung der Welt? Ein wenig Scheisse, das die grosse ganze Scheisse heilen soll? Warum macht man nicht einmal etwas Lustiges mit Scheisse? Zum Beispiel einen riesigen Scheissemann, den man am letzten Tag der Manifesta anzündet, nachdem die Fraumünsterzunft ausgiebig darum herumgeritten ist?

«**Riecht gar nicht so schlecht!**»

So. Ich habe meine Schuldigkeit getan und verlasse den Saal. Dem Bewacher der «Zurich Load» (ein junger Mann, der auf einem Stuhl sitzt und andächtig im Buch «Performanz: Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften» liest) rufe ich zu: «Riecht gar nicht schlecht!»

«Ja, finde ich auch», erwidert er.

Als Nächstes schaue ich mir in der nahegelegenen Galerie Grieder Contemporary die Installation «Hundesalon Bobby» an. Der belgische Konzeptkünstler Guillaume Bijl hat den real existierenden Hundesalon Dolly (Grüngasse 5, 8004 Zürich) nachgebaut.

Den Hundesalon Dolly kenne ich von innen und aussen, ich habe einmal eine Reportage darüber geschrieben («Allzumenschliches aus dem Hundesalon»). Er hat mich stets fasziniert, weil er eine so mysteriöse Ausstrahlung hat: «Die roten Plüschvorhänge und die Plastikfackeln im Schaufenster lassen vermuten, es sei eher das Zentrum eines satanistischen Zirkels», habe ich damals geschrieben.

Die Nachbildung von Bijl ist einfach nur banal. Ein Gag, und ein liebloser noch dazu. Wie ich sowieso das ganze Nachbauen von real existierenden Gebäulichkeiten als künstlerische Disziplin nicht verstehe. Das demiurgische Nachahmen einer bereits durch einen Demiurgen erschaffenen Welt – was für neue Erkenntnisse soll einem das bringen? Jemand hat doch vor ein paar Jahren die «Kronenhalle»-Bar aus WC-Rollen und Zahnstochern oder so nachgebaut. Warum? Für die Manifesta hätte man – wenn schon – etwas Relevanteres nachbauen müssen. Den Hauptsitz der Fifa. Die Redaktionsräume der *Weltwoche*. Oder das

Fraumünster im Massstab eins zu eins nachhäkeln.

Mit dem Tram fahre ich zum Bürkliplatz; ich möchte sehen, wie der weltberühmte Künstler Maurizio Cattelan «die paralympische Sportlerin Edith Wolf-Hunkeler in einem Rollstuhlboot über den See fahren» lässt. Das ist diese Jesus-Nummer, von der man auch schon einiges gehört hat. (Im Tram riecht es übrigens schlimmer als im Fäkaliensaal.)

Am Bürkliplatz studiere ich den Fahrplan: «Nächste Abfahrten: 15.49 Uhr: Limmat-Schiffahrt via Zürichhorn Casino–Zürich Enge–Bürkliplatz / 16.15 Uhr: Limmat-Schiffahrt via Limmatquai–Storchen



«Diese *shitload*, äh, *Züri-load?*»: Exkremente im

nach Landesmuseum ANNULLIERT / ...» Von Edith Wolf-Hunkeler steht nichts.

Über die Quaibrücke laufe ich zum Bellevue; irgendwann flitzt etwas Kleines über den See, aber das ist wohl eher ein Ruderboot als Edith Wolf-Hunkeler.

Über einen Steg erreiche ich den auf dem See schwimmenden «Pavillon of Reflections». Von dort aus soll man die beste Sicht auf die Cattelani-Performance haben. Die Dame am Eingang frage ich: «Haben Sie die Rollstuhlboot-Performance schon gesehen?»

«Nur in der Zeitung», gesteht sie.

Ich: «Wo flitzt Frau Wolf-Hunkeler denn genau durch?»

Sie: «Ich kann es Ihnen auch nicht sagen, ganz ehrlich.»

Bei einem Herrn, der hinter einer auf dem schwimmenden Pavillon sich befindenden Bar steht, erkundige ich mich: «Wann findet die nächste Performance statt?»

«Der Künstler gibt es nicht bekannt. Aber wenn Sie es nicht gesehen haben, haben Sie auch nichts verpasst. Das hätte ich auch können, für die Kohle», lautet die Antwort.

Ich *tschumple* ein bisschen auf dem Pavillon herum und gehe wieder an Land.

Am Imbissstand «Imbiss Riviera» am Limmatquai 3 soll es laut Manifesta-Programm «pickfeine Staatsdinner-Essen» und

«Neuinterpretationen historischer Staats-Bankette» geben, kreierte in Zusammenarbeit des amerikanischen Künstlers Jon Arnold mit dem Koch Fabian Spiquel von «Maison Manesse». Doch nix da: Als Manifesta-Spezialität gibt es nur eine Lammwurst mit Gruyère. Der Standinhaber ist desillusioniert: «Wir haben dauernd Leute hier, die nach dem Staats-Menü fragen. Welches Staats-Menü? Wir haben kein Staats-Menü! Ist einfach miserabel organisiert, das alles.»

Die Wurst schmeckt aber super!

Houellebecqs Nieren?

Meine nächste Station ist die Klinik Hirslanden. Hier hat sich der französische Schriftsteller Michel Houellebecq von Henry Perschak, Facharzt für Allgemeine Innere Medizin, auf Herz und Nieren durchchecken lassen. Im Foyer liegen stapelweise die Untersuchungsergebnisse auf, auf A4-Papier ausgedruckt. Ich hatte damit gerechnet, Videoinstallationen zu sehen zu bekommen mit exklusiven Analsonden-Aufnahmen oder wenigstens solchen von Houellebecqs pumpendem Herz ... eine lebende Reliquie.

«Ist das alles?», frage ich die junge Dame an der Réception.

«Das ist *würklich* nur das», bestätigt sie mir. «Sie können die Ausdrucke mitnehmen. *Wänd Si es Mäpli?*»

Die nächsten Stunden verbringe ich im Cabaret Voltaire, während der Manifesta «eine Spielstätte für Joint-Venture-Performances als neugegründete Zunft der Künstler». Hierhergekommen bin ich eigentlich nur, um einer Performance namens «Miso Deluxe Green Smoothie» beizuwohnen, bei der (wenn ich es richtig verstanden habe) ein gewisser Reto Pulfer auf der Bühne einen Smoothie herstellen will. Aber oha! Da habe ich die Rechnung ohne die Kuratoren des Abends gemacht! Ohne Zunftmitglied zu sein, kommt ein Eintritt in den Performance-Saal nicht in Frage! Und Zunftmitglied wird man nur, wenn man selbst eine Performance abliefern.

Kurz – sehr kurz – ausgedrückt, endet der Abend für mich damit, dass ich mit einem mir vollkommen unbekanntem siebzehnjährigen italienischen Journalisten auf der Bühne eine ganz schlechte Matteo-Renzi-Imitations-Nummer abziehe (fragen Sie mich bitte nicht, warum; zuvor habe ich durch einen Türspalt übrigens noch beobachtet, wie sich ein Typ in weisser Farbe gewälzt hat). Zur Belohnung erhalte ich einen Mitgliederausweis mit der Aufschrift «Guild Member 0218». Dabei war ich doch *only in it for the money*.

Gion Mathias Cavelti ist Schriftsteller und Satiriker in Zürich Schwamendingen.



Zürcher Migros-Museum.

Erotik der Fussballer

Heute fällt auch mal ein Tor, weil ein Mittelfeldspieler zärtlich-verträumt mit seinem Haar befasst ist, als der Gegner vorbeikommt. Warum sind die Spieler so eitel? Von *Claudia Schumacher*

Auf dem Feld, im Fokus von etwa vierzig TV-Kameras und Zehntausenden krawaligen Stadionbesuchern, mitten in dieser modernen Gladiatorenarena, bei den beinharten, adrenalingepeitschten, immer so irre durcheinanderflitzenden Testosteron-Bullen, kurzum also im Zentrum des arg machomässigen Potenzgehabes während eines EM-Spiels, da erzielte Ozan Tufan mit einer kleinen, pfleglichen Geste die ganz grosse Wirkung. Zärtlich-verträumt fuhr sich der türkische Fussballer durchs schwarze Haar. Einen Moment lang war er ganz bei sich. Weil er es sich wert ist.

Hollywoodstars Europas

Wie schön! Hätte das bedingungslose Pflegebewusstsein des Mittelfeldspielers seiner Mannschaft nur nicht die Niederlage beschert. Ungehindert zog der kroatische Gegner an dem selbstversunkenen Tufan vorbei – Tor! Die Türken verloren das Spiel. Tufans *moment of me* endete letztlich ähnlich peinlich wie der von Narziss, als er beim Versuch, sein Spiegelbild zu begatten, im See eroff.

Die Eitelkeit der Fussballer trägt von Saison zu Saison neue Blüten. Was haben wir nicht schon alles gesehen: lackierte Fingernägel (Beckham), Tattoos (Ibrahimovic), Tattoos (Ramos), Tattoos (Rodriguez) und noch mehr Tattoos, Kunstwerke aus Haar bei jedem Spieler ohne Glatze. Wozu man sagen muss, dass der natürliche Prozess des Erkahls auf dem Spielfeld heutzutage eigentlich kaum mehr tragbar ist, weshalb im Ernstfall nachgepflanzt wird (Rooney).

Als die Fussballerfrisur längst zu einem eigenen Genre der Coiffeurskunst geworden war und Menschen auf der ganzen Welt die Irokesenschnitte oder die Undercuts (oben lang und bis weit nach oben an den Seiten abrasiert) der Stars nachahmten, kam noch Ronaldo und setzte einen drauf: Während der Halbzeit liess er sein Haar neu frisieren. Wie seine damalige Freundin Irina Shayk es tat, auf dem Catwalk zwischen der Abend- und der Bikinimode. Jetzt also hat die Emanzipationsbewegung des Mannes dank dem Mittelfeldspieler Tufan, der über der Beauty-Pflege ganz das Eigentliche vergass, einen neuen Höhepunkt erreicht.

«Der soll verdammt nochmal spielen, wenn er schon Millionen kassiert!», donnerte ein türkischer Fan mit blutendem Herzen und normalem Haar nach der Niederlage in eine TV-Kamera. «Tufan wird nicht dafür bezahlt, dass er gut aussieht!» – Aber ist das so?

Ja, im Fall Ozan Tufan hat der Mann ganz recht. Es sind keine bedeutsamen Werbeverträge mit Herstellern von Beauty- und Pflegeprodukten bekannt, welche seine gesteigerte Eitelkeit verständlicher machen würden. Aber vielleicht will er sich für einen solchen Werbevertrag empfehlen! Deutschlands Trainer Jogi Löw, der sich gerne selbst im Schritt befühlt und damit auch nicht frei von autoerotischen Anwandlungen zu sein scheint, spielt für Nivea bereits gewinnbringend in der «ersten Pflegeliga». Und natürlich muss man auch gut aussehen, wenn man für Sportmarken, Nahrungsmittel, Grillhersteller, Getränke oder ganze Supermärkte wirbt, was viele Spieler mittlerweile tun.

«Fussballer sind die Hollywoodstars Europas», sagt der Berner Literaturprofessor Oliver Lubrich, der zur kulturellen Bedeutung von Fussballern gearbeitet hat und im Moment kein wichtiges EM-Spiel verpasst. Mit den Popularitätswerten von Fussballern könnten europäische Schauspieler nicht mithalten. «Das Bedürfnis nach *larger than life*-Figuren, wie es in Amerika von Schauspielern oder auch Sängern befriedigt wird, stillen hierzulande die Fussballspieler.»

In ihrer Rolle als zentrale Popstars reicht es nicht mehr, mit technischem Raffinement oder überragender Schnelligkeit zu punkten. Das ganze Spektrum des Entertainers will abgedeckt sein: gutes Aussehen, Extravaganzen, Verrücktheiten, private Dramen. Es ist auch eine bewusste Positionierung auf dem Markt. Von den Besten gelernt: Wenn eine britische Schauspielerin wie Emma Watson sich die Haare abschneidet, dadurch einen anhaltenden Wirbelwind der medialen Aufmerksamkeit entfacht und andere gleichaltrige Schauspielerinnen in den Schatten stellt, warum sollte das Frisurenspiel nicht auch für einen Fussballer aufgehen?

Dass die exzessiv zur Schau gestellte Eitelkeit von Spielern teils mehr ist als der unbedachte Ausdruck einer narzisstischen Störung (auch wenn man diese den wenigsten so recht absprechen will), zeigen Beispiele, wo die Inszenierung der eigenen Person tatsächlich wichtiger wurde als das Kernhandwerk. David Beckham, die Mutter aller hypergepflegten Bolzer, war in seiner Eigenschaft als Werbeträger wertvoller denn als Spieler – wodurch der Beau es sich aber als der leidenschaftliche Fussballer, der er wohl auch war, wiederum ermöglichte, in den besten Klubs zu spielen.

«Er leiht sich gern meine G-Strings aus», kicherte Beckhams Frau Victoria einmal in einem Interview. Das schöne Ex-Spice-Girl, das später vor allem als Designerin arbeitete, dürfte ihren Anteil daran gehabt haben, dass Beckham, Sohn eines Kücheninstallateurs und einer Friseurin(!), zur Ikone der Metrosexualität avancierte. Der frühere Stürmer von Manchester United soll später vor allem deshalb einen Vertrag bei Real Madrid bekommen haben, weil man dort wusste: Mit Beckham im Team verkauft sich alles besser. Jedes Ticket und jedes Merchandising-Produkt. Ronaldinho, den besseren, aber weniger attraktiven Spieler, wollten sie damals nicht.

Beckham wurde der erste Fussballspieler der Geschichte, bei dem die It-Boy-Qualitäten grösser und für alle Beteiligten noch lukrativer waren als sein fussballerisches Können. Sechs Millionen britische Pfund bekam Beckham von Real Madrid jährlich als Spieler und Werbemaskottchen für den Verein ausgezahlt. 17 Millionen Pfund nahm Beckham hingegen im Jahr über private Werbeverträge mit Gillette und Vodafone ein. Fast dreimal mehr.

Im besten Fall sind Fussballer als Popstars die Mediatoren des Zeitgeistes. Als sich Günter Netzer 1973 im Pokalfinale selbst einwechselte, in der 94. Minute das entscheidende Tor schoss und den DFB-Pokal für Borussia Mönchengladbach holte, war er ganz zeitgemäss der jugendliche Rebell mit den langen Haaren und dem oft ernsten Trotzgesicht. Immer stark und selbstbewusst, aber auch ein Mann des Volkes, der nie überheblich oder allzu stolz wirkte – ungeachtet all seiner Ferraris und Frauen. Zwanzig Jahre später war die lange Mähne bei Männern kein Zeichen der Rebellion mehr, aber nach wie vor zeitgemäss. Die Kelly Family sang sich mit «An Angel» in die harmoniesuchenden Herzen der neunziger Jahre und trug dabei goldenes Wallehaar. Alain Sutter rannte damit übers Spielfeld.

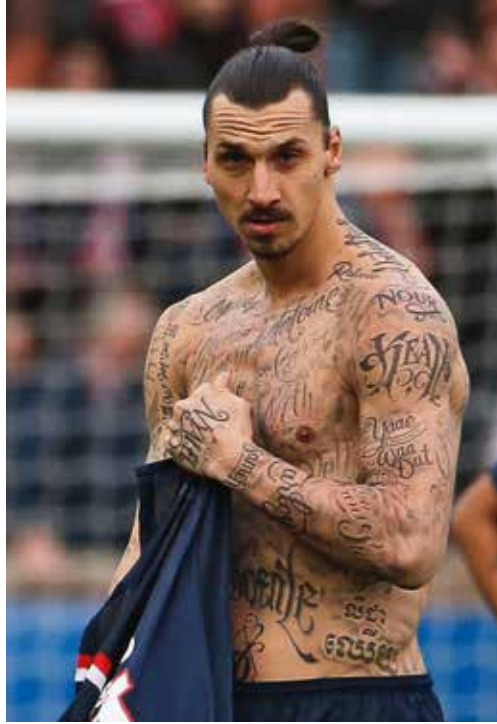
Hells Angels, Chippendales, Hipster

Dass sich der Pflegedruck auf die heutigen Fussballer seit damals verschärft hat, zeigt auch die Kleidung. Sass sie früher noch luftig-locker, ist sie heute eng geworden. Dem einen oder anderen kann sie aber gar nicht hautanliegend genug sein: Ronaldo zieht sein Trikot bei Fotoshootings hinter dem Rücken gerne noch straffer, damit sich vorne jeder einzelne Hubbel seines Sixpacks im Stoff abdrückt.

Heute herrschen drei Modeerscheinungen auf dem Spielfeld vor: Hells Angels, Chippendales und Hipster. Die Hells-Angels-Mode ist die auffälligste: viele Tattoos, dazu oft ein grosses Maul und wilde Haare. Der Rocker-Chic zieht Männer wie Zlatan Ibrahimovic an, der aus dem schwedischen Getto kommt. Dass Tätowierungen auch ein gezieltes Mittel zur Marktwertsteigerung sein kön-



Pflegliche Geste: Tufan, Türkei.



Neue Blüten: Ibrahimovic, Schweden.



Vereinte Stile: Ramos, Spanien.



Stark und selbstbewusst: Netzer, Deutschland, 1971.



Von Kopf bis Fuss: Ronaldo, Portugal.

nen, zeigt das Beispiel des britischen Stürmers Nile Ranger. Er tätowierte sich seinen eigenen Namen ins Gesicht, als er nach einem neuen Klub suchte. Die Tattoo-Mode ist aber nicht nur die, welche am plakativsten nach Aufmerksamkeit schreit, sondern auch die mit der kleinsten Glaubwürdigkeit. Das Rockstar-Image will irgendwie nicht richtig zu hochdisziplinierten Sportlern passen, die kaum Alkohol und in der Regel keine Drogen konsumieren.

Etwas stärker zur Übereinkunft kommen Sein und Schein des Fußballers im Selbstdarstellungsrepertoire der Hipster- und der Chippendale-Optik. Hipster, das sind die Bärtigen und Wuschelhaarigen wie der spanische Innenverteidiger Gerard Piqué, der mit Popsängerin Shakira eine Familie gegründet hat. Ein lupenreiner Chippendale hingegen ist Ronaldo: von Kopf bis Fuss irgendwie glattgewichst,

und jeder Muskel sitzt. Richtig lustig wird es aber eigentlich erst, wenn sich einer beim dreifaltigen Identitätsangebot nicht entscheiden kann. So geschehen beim spanischen Abwehrspieler Sergio Ramos: Das Haupthaar trägt er sauber gegelt wie ein Chippendale, dann kommt ein Hipster-Bart und dann eine flächendeckende Körpertätowierung à la Hells Angels. Ramos ist die eierlegende Wollmilchsau unter den Fußballern.

Der Körper ist das Kapital

Professor Lubrich, der schöngeistige Fußball-Fan, findet es dennoch nicht fair, Spieler wegen ihres Aussehens zu verspotten. Es sind Männer, deren Kapital ihr Körper ist – «kein Wunder, dass sie sich um ihn kümmern». Ausserdem seien die meisten von ihnen etwa gerade so alt wie seine Studenten. «Die Spieler sind jung und damit in einer Lebensphase, in der

man auch modisch gerne mal experimentiert.» Vergessen dürfe man auch nicht die totale mediale Ausleuchtung der Stars. «Das ist fast wie ein soziales Experiment», sagt Lubrich, «und ich bin mir sicher, dass die meisten von uns sehr bald die Frisur wechseln würden, wären wir permanent im Fokus mehrerer Kameras.» Hinzu komme die Veränderung des Publikums. Fast die Hälfte der heutigen Fußballfans ist weiblich. «Warum sollten die Sportler nicht gefallen wollen?»

So gesehen: Wer will es einem wie Mats Hummels, der jeden Tag unzählige Liebesnachrichten erhält, ernsthaft verübeln, dass er manchmal so guckt, als sei ihm seine Schönheit sehr wohl bewusst? Solange der deutsche Abwehrspieler beim Haarekämmen nicht den Gegner vergisst: Fühlen wir uns doch einfach geehrt, dass er sich für uns, die Zuschauer, so hübsch gemacht hat. ○



Sport

Stoppt die Laienschauspieler

Fussball auf höchstem Niveau ist kultivierter Betrug. Zu den grössten Ärgernissen gehören die theatralischen Inszenierungen auf dem Feld. Um den Fussball zu retten, braucht es dringend ein paar neue Regeln.

Von Rolf Knie

Fussball ist ein wunderschönes Spiel – vielleicht das schönste überhaupt. Virtuosität, Ballgefühl, Zusammenspiel, taktische und technische Finessen. Ich gebe es zu: Ich wäre selber auch gerne Fussballprofi geworden.

Doch wenn ich in diesen Tagen die Fernsehbilder von der EM in Frankreich sehe, reibe ich mir die Augen: Ist das der Sport, den ich einst liebte – das Spiel, dem man erzieherischen Wert und soziale Bedeutung beimisst? Ist das wirklich der Sport, der Völker verbindet und Brücken über soziale Gräben baut? Ich kann es mir nicht vorstellen.

Fussball auf höchstem Niveau, das ist kultivierter Betrug. Rollt der Ball über die Seitenlinie, heben in der Regel alle involvierten Spieler sofort die Hand – und beanspruchen den Einwurf für sich. Die Unschuldsgeste eines Spielers, der soeben einen Konkurrenten umgesäbelt hat, passt ins Bild. Jedem Kindergartenkinder würde man bei einer derart offensichtlichen Schummelei und Scheinheiligkeit die Ohren langziehen – oder zumindest die Leviten lesen. Es gibt wohl keine Sportart, in der die Schiedsrichter weniger Akzeptanz haben als im Fussball.

Täuschungsmanöver auf tiefstem Niveau

Zu den grössten Ärgernissen gehören die theatralischen Inszenierungen auf dem Feld – als früherer Schauspieler weiss ich, wovon ich spreche. Kaum kommt ein Gegner in die Nähe, sinken viele Spieler, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Kaum einer wehrt sich gegen die Schwerkraft. Das sind Täuschungsmanöver auf tiefstem Niveau. Man fragt sich: Schämen sich die hochbezahlten Stars nicht dafür, wenn sie sich später im TV sehen? Was beispielsweise Real-Haudegen Pepe im Champions-League-Final geboten hatte, war an Peinlichkeit kaum zu übertreffen: Wenn man am Fuss getroffen wird, sollte man sich nicht mit schmerzverzehrtem Gesicht den Kopf halten.

Was mir fast noch mehr zu denken gibt, sind die Auswüchse durch Krawallmacher auf den Tribünen und im Umfeld der Spiele. Das ist eine erschreckende Entwicklung, die den normalen Fan (also auch Familien, Frauen, Kinder) vom Stadion fernhält.

Das darf nicht sein. Bei diesen Übergriffen handelt es sich um kriminelle Grenzüberschreitungen, die den Respekt vor dem Spiel und sei-

nen Hauptdarstellern ad absurdum führen und die Integrität des Fussballs in Frage stellen. Denn die Rollen müssen so klar verteilt sein wie im Theater, in der Oper oder an einem Konzert: Die Stars spielen auf der Bühne – die Zuschauer sitzen im Saal. Oder können Sie sich vorstellen, dass beim Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker plötzlich ein Zuschauer den Taktstock des Dirigenten packt oder in der Mailänder Scala während «La Bohème» die Hauptfiguren Rodolfo und Marcello mit Getränkebechern beworfen werden?



Wie vom Blitz getroffen: Real-Spieler Pepe (unten).

Im Fussball gelten die gleichen Regeln wie in der Kultur. Die Hauptdarsteller müssen unantastbar bleiben. Die Zuschauer können sich über das Gebotene ärgern, sie können pfeifen oder das nächste Mal zu Hause bleiben. Aber sie dürfen niemals den Sport als Plattform oder Ventil für ihre eigenen Frustrationen oder Aggressionen missbrauchen. Was wir in Frankreich zu sehen bekommen, erinnert mich an Krieg.

Die Zeiten ändern sich – und mit ihnen die Möglichkeiten, Gerechtigkeit herzustellen. Ich spreche von der Einführung des umfassenden Videobeweises. An der Euro werden die Spiele mit 38 TV-Kameras produziert (ab den Viertelfi-

nals sogar mit 46). Diesen Augen entgeht nichts – nur die Schiedsrichter sehen nichts. Hier meine weiteren Vorschläge zu mehr Attraktivität und Glaubwürdigkeit auf dem Fussballplatz:

1 — Hebt endlich das Abseits auf – zumindest im Sechzehner. Die Schiedsrichter sind von dieser Regel heillos überfordert. Millionen von Zuschauern sehen im Fernsehen, was die Unparteiischen nicht sehen – dass der Schütze des entscheidenden Tores klar offside stand. Deshalb: Löscht die Abseitsregel. Sofort.

2 — Schickt die Spieler in den Benimmkurs. Es muss ja nicht gleich ein Knigge-Kurs sein. Aber eine Grundausbildung in Fairness, Ethik und Respekt könnte nicht schaden. Heute enden Loyalität und Solidarität spätestens bei der nächsten Lohnverhandlung.

3 — Nehmt die Stars in die Pflicht, erinnert sie an ihre Vorbildfunktion – unter Androhung von Bussen und Sperren bei Nichtbeachtung. Was Ronaldo, Ibrahimovic oder Payet auf der grossen Bühne machen, kopiert die Jugend auf dem Pausenplatz oder in den Juniorenligen.

4 — Führt Zeitstrafen ein. Wer sich behandeln lässt, darf das Terrain erst nach fünf Minuten wieder betreten. Ich bin überzeugt, die Schwalben und sterbenden Schwäne würden sehr schnell aus dem Repertoire verschwinden.

5 — Jedes Aufbegehren gegen den Schiedsrichter ist sofort mit einer Verwarnung zu bestrafen. Wer die Hände verwirft oder nur einen Mucks tut, sieht Gelb. Und im Wiederholungsfall geht er duschen.

6 — Schreibt einen Fairnesspreis für Zuschauer aus – und dotiert ihn mit 100 000 Franken zugunsten des siegreichen Fanklubs. Ich bin überzeugt, dass das Sicherheitsproblem damit durch Selbstregulierung gelöst würde.

7 — Last, but not least, breche ich eine Lanze für den Frauenfussball. Hier wird weder simuliert noch geschummelt noch getrickst. Es ist Fussball in Reinkultur, wie man ihnen sehen will – technisch hochstehend, elegant, fair. Das sollte auch bei den Männern möglich sein. Aber vermutlich bin ich ja nur ein Träumer. Denn es geht im heutigen Fussball allzu sehr um wirtschaftliche Werte. Und wie sagte doch schon Max Frisch: «Geld verdirbt nicht den Charakter eines Menschen – es entlarvt ihn.»

Rolf Knie ist Kunstmaler, Artist und Schauspieler.

Küchenpsychologie eines Neiders

Dass Roger Schawinski über Narzissten schreibt und mit diesem Wort andere Menschen meint, ist Satire auf höchstem Niveau. Was er in dem Buch über mich behauptet, ist weitgehend falsch. *Von Jörg Kachelmann*



«Wie bin i gsii?»: Journalist und Buchautor Schawinski.

Roger Schawinski hat recht. Ich weiss nicht, Rob das schon zur Hybris reicht, aber ich habe mich ihm schon nach kurzer Zeit überlegen gefühlt, auch als junger freier Mitarbeiter, zuständig nur für Wettervorhersagen.

Jede Begegnung mit Schawinski nach einer Sendung war anstrengend – was sich bis heute nicht verändert hat für alle, die ihm über den Weg laufen: «Wie bin i gsii?» Roger Schawinski hätte im englischsprachigen Raum nichts werden können. Jemand, der nie «how are you?», aber stattdessen immer «how was I?» fragt, würde dort in der Schublade für die *Kurligen* landen. Mir hat es immer leidgetan, sein stetes Bedürfnis, bestätigt zu bekommen, dass er der «Sibesiech» ist, der das Radio in der Schweiz und so viele Dinge mehr erfunden hat. Ich brauchte keinen Parkplatz mit meinen Initialen und kein dickes Haus «in Züri». Wozu auch?

Auch bei der alljährlichen Verhandlung über das Honorar tat mir Roger Schwawinski jeweils leid. Es war ein stundenlanges Feilschen um wenige Franken, es war ihm wichtig, dass mehr Leistung weniger kostet, den anwesenden Mitarbeitern war das periodische Schauspiel sichtlich unangenehm. Ich hatte immer einen Bruchteil des Geldes von Roger Schawinski – vielleicht auch deshalb, weil es in meinem Unternehmen immer okay war, dass

Menschen und Lieferanten mit der Zeit mehr Geld bekamen, sofern dieses vorhanden und verdient war.

Schawinski und ich haben uns nur ein einziges Mal privat gesehen, ich war mit allen Radiomitarbeitern an eine private Feier in seinem Garten eingeladen, wir hatten oft jahrelang keinen Kontakt. Umso verwunderlicher, dass er sich nach den Ereignissen von 2010 plötzlich als «Freund von Kachelmann» bezeichnete und abseitiges küchenpsychologisches Wissen über mich absonderte – um sich auf diesem Weg erfolgreich in deutsche Talkshows zurückzubringen.

Und jetzt das Buch.

Allein, dass Schawinski ein Buch über Narzissten schreibt und mit diesem Wort andere Menschen meint, ist Satire auf höchstem Niveau. Wir warten auf das empörte Buch von Berlusconi über Korrupte oder die Abrechnung von Donald Trump mit Populisten.

Erfundene Klatschgeschichten

Schawinski kennt mich nicht, ist kein Psychologe oder Psychiater und reiht Unwahrheit an Unwahrheit (ich habe nie ein Volontariat gemacht beim *Sonntagsblick*; ich bin nie auf Roger Schawinski zugegangen, er ist – umgekehrt – auf mich zugekommen, und zwar erst nach meinem Auftritt bei der Züri-TVision, nicht da-

vor; er hätte mich dorthin auch gar nicht geholt haben können, weil er mich damals noch gar nicht kannte – das ist das Besondere bei Schawinski. Wenngleich er mich von Anfang an ganz schrecklich fand, so will er mich doch wenigstens entdeckt haben: «Ich bis gsii! Dä Roschee!»).

Die Räubergeschichten im «Schawi»-Buch sind damit nicht zu Ende. Ich gründete meine Firma schon 1990, nicht mal ein einfacher Faktencheck mag ihm gelingen. Ich wollte auch kein Geld von ihm.

Die von Schawinski kolportierten Klatschgeschichten über meinen Umgang mit Frauen und der Welt sind mangels Wahrheitsgehalt selbst den Schmierblättern *Bild* und *Bunte* verboten worden, wo der lustige Roschee seine Inspiration für seinen Text geholt haben muss, der von Blödsinn nur so trieft: Nicht ich, sondern meine «sehr junge» (das schien ihm wichtig, dem Armen) Frau brachte den Begriff «Opferabo» in die Welt, wie er bei Wikipedia hätte lesen können.

Schawinski liegt weiter falsch, wenn er behauptet, dass meine Klage gegen Claudia D., die mich der Vergewaltigung beschuldigt hat, vor dem Bundesverfassungsgericht gescheitert sei. Richtig ist: Die Klage ist vor dem Oberlandesgericht Frankfurt hängig, wird im Sommer beschieden, und der Vorsitzende Richter hat in öffentlicher Verhandlung angedeutet, dass sie Hand und Fuss habe.

Ein Grossteil des Schawinski-Textes ist entweder falsch oder frei erfunden. Er hat recht, dass ich es abgelehnt habe, in seine Sendung im Schweizer Fernsehen zu kommen mit einer kurzen englischen Formel, die mit *go* anfängt und *yourself* aufhört. Jeder Mensch mit Prinzipien muss sich zwangsläufig Schawinski überlegen fühlen, der ausgerechnet zu dem gebührenfinanzierten Arbeitgeber gegangen ist, den er früher so sehr beschimpft und verachtet hat. Ich bleibe mein Leben lang konsequent. Für kein Geld der Welt würde ich noch für ARD, *Bild*, *Bunte*, Schawinski arbeiten.

Schawinski macht für etwas Rampenlicht und seinen zweifelhaften Ruhm alles, selbst ein peinlich zusammengepfushtes Buch, das sicher nicht nur mich ungerecht behandelt. Und obwohl er durch all das nicht vergessen gehen wird, macht ihn das nicht milde. Er ist ein böser, alter, neidischer Mann geworden. Und hat nicht einmal eine «sehr junge» Frau und einen zweijährigen *Bueb*, die ihm jeden Tag deutlich machen, was wichtig ist und was nicht. Geld ist nicht wichtig. Fernsehen nicht. Schawinski nicht.

Wer sagt's ihm?

Jörg Kachelmann, 57, ist Meteo-Unternehmer. Roger Schawinski: Ich bin der Allergrösste. Warum Narzissten scheitern. Kein & Aber. 224 S., Fr. 25.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Angry Indian Goddesses ★★★★★☆ Regie: Pan Nalin
2	Nahid ★★★★★☆ Regie: Ida Panahandeh
3	Truth ★★★★★☆ Regie: James Vanderbilt
4	Everybody Wants Some! ★★★★★☆ Regie: Richard Linklater
5	Money Monster ★★★★★☆ Regie: Jodie Foster
6	Julieta ★★★★★☆ Regie: Pedro Almodóvar
7	Pride and Prejudice and Zombies ★★★★★☆ Regie: Burr Steers
8	Ma ma ★★★★★☆ Regie: Julio Medem
9	The Nice Guys ★★★★★☆ Regie: Shane Black
10	Warcraft: The Beginning ★★★★★☆ Regie: Duncan Jones

Kinozuschauer

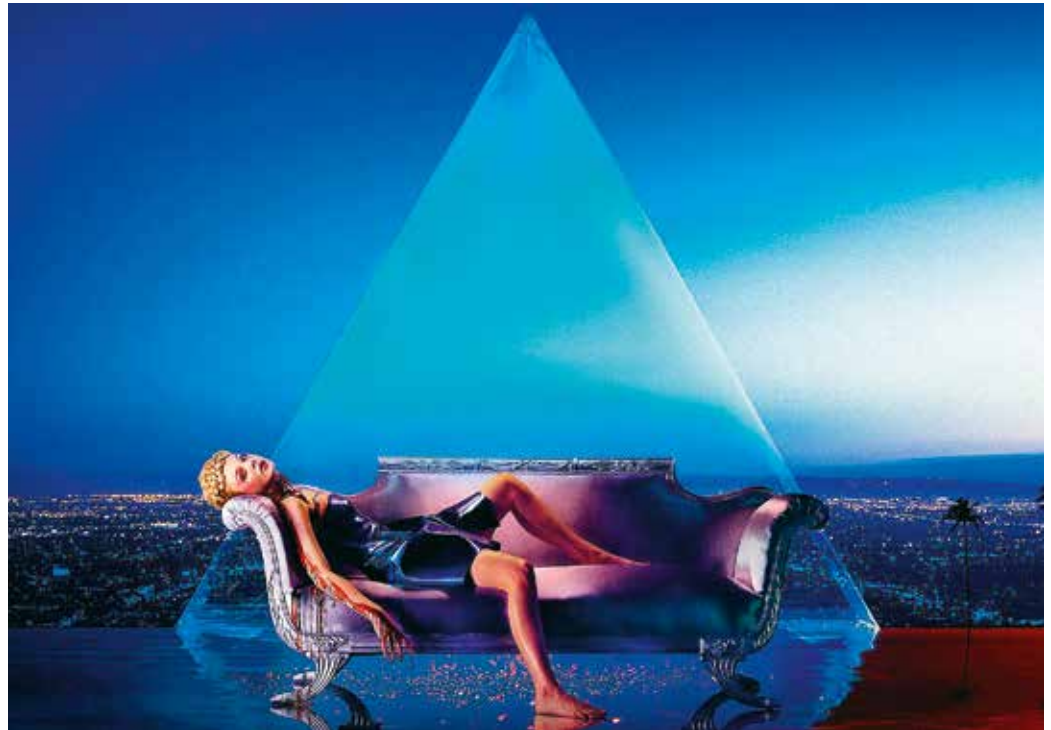
1 (-)	Central Intelligence 22 582 Regie: Rawson Marshall Thurber
2 (-)	The Conjuring 2 7711 Regie: James Wan
3 (2)	The Angry Birds Movie 5518 Regie: Clay Kaytis, Fergal Reilly
4 (1)	The Nice Guys 5044 Regie: Shane Black
5 (4)	Money Monster 4253 Regie: Jodie Foster
6 (5)	Alice Through the Looking Glass 3841 Regie: James Bobin
7 (3)	Warcraft: The Beginning 3625 Regie: Duncan Jones
8 (9)	Tomorrow 3466 Regie: Mélanie Laurent
9 (10)	Capture the Flag 2493 Regie: Enrique Gato
10 (6)	Secret in Their Eyes 2430 Regie: Billy Ray

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Deadpool (Fox)
2 (-)	Ich bin dann mal weg (Warner)
3 (1)	The Hateful Eight (Ascot Elite)
4 (-)	Gänsehaut (Sony)
5 (2)	The Revenant (Fox)
6 (-)	Daddy's Home (Rainbow)
7 (4)	Die 5. Welle (Sony)
8 (3)	The Big Short (Rainbow)
9 (9)	Heidi (Impuls)
10 (5)	Star Wars – Das Erwachen der Macht (Disney)

Quelle: Media Control



Hochbeinige Flamingos: Jesse (Elle Fanning) in «The Neon Demon».

Kino

Die Giftzähne der Fashion-Vipern

Die Welt der Models als Schlangengrube ist nicht gerade neu im Film, vielleicht aber der surreale Horror in «The Neon Demon». Von Wolfram Knorr

In die Stadt der Engel, den hippen Götterhimmelsersatz, zieht's die sechzehnjährige Jesse (Elle Fanning). Kesser Lolita-Blick im porzellanen Milchgesicht, von goldenen Locken eingerahmt – Jesse gehört zu den entflammten Nymphen, die es wie Motten ins Kunstlicht von Los Angeles zieht. Als Model will sie in den Glamour-Olymp, lernt die undurchsichtige Visagistin Ruby (Jena Malone) und ihre Hungerhaken-Freundinnen Sarah und Gigi kennen, von den echten Models Abbey Lee und Bella Heathcote gespielt. Hochbeinige Flamingos mit himbeerroten Lippen in Zuckerglasurgesichtern. Profis auf dem spiegelglatten Fashion-Parkett, die die Neue, Jesse, mit gierigen Blicken beäugen, als diese mit ihrer naiv-beschwipsten Süsse sofort von einem Fotografen mit aufgedrehtem Schweissbrennerblick und einem supercoolen Modekünstler als ausserordentliche Schönheit allen anderen vorgezogen wird. Da haben Sarah und Gigi gehungert, sich am Körper chirurgisch rumfummeln lassen, und dann kommt diese Landpomeranze mit ihrer «natürlichen» Schönheit! Das lässt sie zu Krähen werden. Aus dem Olymp wird ein Schlachtfeld.

«The Neon Demon» stammt vom gebürtigen Dänen Nicolas Winding Refn, der mit «Drive» (2011) einen Hit landete und seitdem als grosses Talent gilt – hat allerdings auch den Ruf des unberechenbaren Exzentrikers. Mit seinem jüngs-

ten Opus bestätigt er ihn voll. Beim diesjährigen Cannes-Festival wurde es kräftig ausgebuht. Refn schildert zwar die Fashion-Welt als Schlangengrube, in der es von aalglatten Vipern wimmelt, die den anderen die Giftzähne in die gewienerten Visagen hauen, aber er will höher hinauf, in den Surreal-Horror der Traum- und Wahnwelt von Stromlinienmodels. Das schwankt Refn zwischen Slasher-Horror à la Dario Argento («Horror Infernal») und Autorenfilm-Getue à la David Lynch («Mulholland Drive»), ohne dessen vertrackte Hintergründigkeit zu erreichen. Abgründig grummelt's nur im Ton, und im Bild folgt ein Katalog von Perfidien und Gefahren in der Stadt der Engel. Etwa das versifftete Motel in Pasadena, in dem Jesse strandet und vom Betreiber (Keanu Reeves), der als Abart von Hitchcocks Norman Bates sein Unwesen treibt, drangsaliert wird; oder Ruby, die auch in der Pathologie die Leichen aufbrezelt und sich an einer solchen befriedigt. Sarah und Gigi wiederum, selbst wie aus dem Reich der Untoten, brambarbasieren somnambul durch die Modedämonie und verzehren sich nach Jesse. Alles schöne, neonkalte Farbdramaturgie, aber zugleich wie auf Stelzen gespreizt kredenzt. Oft verharren die Szenen wie in Zeitlupe, bedeutungsschwanger. Die zombiehafte, hohle Welt findet sich erschreckender, weil näher an der Wirklichkeit, in «Germany's Next Topmodel». ★★★★★☆

Weitere Premieren

Un + une — Es gab Zeiten, da hiess es: «Ein gutes Jahr für das französische Kino: Es gab keinen Film von Claude Lelouch.» Von den bösen Attacken der Nouvelle-Vague-Granden hat er sich nicht beirren lassen und immer wieder seine Versionen über Gefühle und Liebe gedreht. 1966 hatte er in Cannes mit «Un homme et une femme» seinen Triumph, und fünfzig Jahre später folgt nun so etwas wie eine Fortsetzung. Ein renommierter Filmkomponist (Jean Dujardin) kommt nach Indien, um den Soundtrack für eine «Romeo und Julia»-Bollywood-Adaption zu schreiben. Auf einem Bankett lernt er die Frau (Elsa Zylberstein) des französischen Botschafters kennen, und das erotische Tandaradei beginnt, als seien die Dialoge Federkissen, die sie sich zuwerfen. Das ist amüsant, aber auch nicht mehr. ★★★☆☆

Bastille Day — Bei einem Bombenattentat in Paris gerät der Taschendieb Michael (Richard Madden) ins Visier der Ermittler. CIA-Agent Briar (Idris Elba) wird auf ihn angesetzt, ahnt aber bald, dass Michael als Bauernopfer für eine wüste Intrige benutzt wird. Klassisches B-Movie mit etwas holprigen Verfolgungsjagden und kernigen Dialogen. Elba («Luther») muss aufpassen, dass er nicht verheizt wird. ★★★☆☆

Me Before You — Auf den ersten Blick haben



Bauernopfer: «Bastille Day».

Fragen Sie Knorr

Ich habe kürzlich einen Western mit Audie Murphy auf DVD gesehen und fand ihn völlig untypisch, habe aber gehört, Sie seien ein Fan. Ihre Begründung würde mich interessieren. C. M., per E-Mail



«Fan» ist übertrieben. Audie Murphy bildete einen herrlichen Kontrast zu den üblichen supermännlichen Westernhelden. John Wayne war mir immer zu King-Lear-haft. Murphy dagegen war wie ein smarter, stiller Kumpel, seine Filme waren pure B-Western, rigoros erzählt, bei denen

Joanne K. Rowling und Jojo Moyes kaum etwas gemeinsam. Rowling erfand den Zauberknaben Harry Potter und Moyes das arme Hascherl. Beide Welten aber sind schönster Eskapismus, mit dem man zu Welterfolg kommt. Moyes' cleverer Einfall ist das «My Fair Lady»-Konzept: Aschen-



Hübsche Dialoge: «Me Before You»

puttel aus armen Verhältnissen lernt reichen Mann kennen. Die junge Frau hat Herz, er Geld. Sie wird durch ihn gebildet, er durch sie lebensfroh. In der Verfilmung des Bestsellers «Ein ganzes halbes Jahr» wird das Setting raffiniert verschärft, indem er (reich, gebildet) querschnittgelähmt ist und nicht mehr leben will. Seine Mutter holt das Aschenputtel, um ihm wieder Lebensfreude zu geben. Erinnert manchmal stark an den Kinohit «Intouchables», ist prima besetzt und hat hübsche Dialoge. ★★★☆☆

Heart of a Dog — Die Künstlerin und Musikerin Laurie Anderson, die 2008 Lou Reed (1942–2013) heiratete, hat der Zeit der Liebe und Zuneigung einen ungewöhnlichen Dok-Film anhand der gemeinsamen Terrierhündin Lola-belle gewidmet. Die filmische Erzählung über ein aufregendes Leben und über Verlust entwickelt durch den Hund einen ganz besonderen Reiz, der dank Andersons Stimme noch gesteigert wird. Unkonventionell, aber wirkungsstark. ★★★☆☆

«die Geschichte immer dieselbe bleibt, nur das Pferd und das Mädchen wechseln», wie er selbst spottete. Hollywood hatte ihn geholt, weil er der höchstdekorierte Kriegsheld war. «Er war nicht sehr gross, und er war schwächling, aber trotzdem eine Dynamitladung», so seine erste Frau, Wanda Hendrix. Genau das war's. Zu seinen Juwelen gehört «The Unforgiven» (1960) von John Huston. Da spielte er Burt Lancasters hitzköpfigen Bruder.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Coming home einer Weltbürgerin

Von Peter Rüedi

Sarah Buechi ist eine Frau von Welt. Aufgewachsen in einem musikalischen Elternhaus, durchlief sie eine klassische Musikausbildung, bevor sie Rock und Jazz entdeckte und sich für ein Studium an der Jazzschule Luzern entschied, dort den prägenden Lehrerinnen Lauren Newton und Susanne Abbuehl begegnete und von Letzterer ermutigt wurde, eine weiterführende Ausbildung am Karnataka College of Percussion im südindischen Bangalore zu wagen. Sie lebte dann in Dublin und London, folgte dem Saxofonisten Steve Coleman als Schülerin nach New York, beschäftigte sich während einer Reise nach Accra mit afrikanischer Musik und lebt seit kurzem wieder in Zürich. All das hat die Musik dieser Sängerin geprägt. Allein, ihre jüngste CD mit dem hervorragenden Trio Stefan Aeby (p), André Pousaz (b) und Lionel Friedli (dr) hat viel mit komplexer Polyrhythmik, aber nichts mit wolziger World Music zu schaffen. Sarah Buechi liebt, bei aller Poesie ihrer eigenen Texte, in der Musik klare Konturen und scharfe Brüche. Selbst das starke Stück «Shadow Play», eine ganz nach innen gezogene, stimmungsvoll intime Komposition, zerfliesst keinen Moment im Ungefähren. Ihre Stimme ist jenseits alles Zwielfichtigen; Buechi ist Jazz Singer, aber ohne jenen Hauch des Anrühigen, das als Parfüm dem einen oder anderen Song des «Great American Songbook» anhaftet. Mit Songs konventioneller Machart haben ihre Lieder ohnehin wenig gemein, sie sind Klangpoeme, da und dort auf etwas schlichte Botschaften gebaut («Never right or wrong / Simply there's no choice / Just stop to define»), aber immer Emotionen in direkter Rede, gelegentlich sogar mit einer Spur pathetischem Nachdruck. So im *hidden track* der CD zum Schluss, dem berühmten «Guggisberglied», dem emotionalen *coming home* der Weltbürgerin. Buechi gehört im Übrigen mit ihrer Stimme als einem Instrument unter Instrumenten zum wunderbaren Septett des Pianisten Christoph Stiefel, das mit der CD «Rhythm-A-Tized» die isorhythmischen Recherchen des Inner Language Trio ins grössere Format explosiv ausweitet. Ebenfalls ein starkes Stück.



Sarah Buechi: Shadow Garden. Intakt 259

Christoph Stiefel Septett: Rhythm-A-Tized. Challenge Records CR73418

Begeisterte Studentinnen

Philosophie-Rockstar Slavoj Zizek hielt die Universität Zürich in Atem – und er mag Raclette. *Von Hildegard Schwaninger*



Ausgesprochen amüsan: Professor Zizek an der Uni Zürich.

Slavoj Zizek ist einer der berühmtesten Denker unserer Zeit, und er ist längst – für einen Philosophen beachtlich – ein Superstar. Der Professor aus Ljubljana wird «Elvis der Kulturtheorie» genannt, seine Bücher sind Bestseller. Der Hörsaal in der Universität Zürich war natürlich brechend voll (worüber sich der anwesende Rektor **Michael Hengartner** sehr freute), als Slavoj Zizek seinen Vortrag «A defence of Eurocentrism» hielt, schöne Studentinnen und smarte Jünglinge hingen an den Lippen des Philosophen, der – sichtlich angeregt durch das begeisterte Auditorium – fast zwei Stunden redete. Was er zu sagen hat, kennt die Zuhörerschaft aus seinen zahlreichen Büchern und aus Interviews, aber vor allem von Youtube, wo man Zizek-Vorträge im Dutzend hören kann. Viele Zuhörer wollten



«Zeit zum Schreiben»: Donna Leon.

ihn einfach mal live erleben. Und es hat sich gelohnt!

Superstar Zizek sieht aus wie immer – als käme er gerade aus dem Bett: verwaschenes T-Shirt, ungekämmt und unrasiert. Und immer fummelt er – man kennt das von ihm – an seiner Nase; was er sagt, ist faszinierend. Er ist unterhaltsam, assoziiert frei, vor ihm liegen DIN-A4-Blätter, die er ab und zu konsultiert. Manchmal weiss man nicht, ob man einen Stand-up-Comedian oder einen Philosophen vor sich hat.

Eingeladen zu dem Abend hat das Schweizerische Institut für Auslandsforschung (gegründet 1943), ein politisch und wirtschaftlich unabhängiges Kompetenzzentrum für Wissensvermittlung und Hintergrund, ein assoziiertes Institut der Universität Zürich. Federführend ist der Publizist **Martin Meyer** (ehemals NZZ), der auch die Gesprächsleitung bei Zizek übernahm. Meyer war von dem Esprit des Referenten sichtlich angestachelt und bot ihm kühn und geistreich Paroli. Es war ein ausgesprochen amüsanter Vortrag (trotz der Ernsthaftigkeit unserer Tagesaktualitäten, etwa der Flüchtlingsproblematik, die durchaus und prominent zur Sprache kamen). Zizek fasziniert, er hat immer schöne Frauen. Erst war er mit der Philosophin **Renata Salecl** verheiratet, heute mit der Journalistin **Jela Krecic**. Man kennt Zizeks Ansichten zu allem und zu jedem, über sein Privatleben gibt er

nicht viel preis. Als beim vorgängigen Apéro **Donna Leon** auftaucht, erwähnt er unerwartet Privates: «Ich habe eine Frau, die viel jünger ist als ich, und sie liebt die Bücher von Donna Leon, deshalb kaufe ich alle, dann liest sie, und ich habe Zeit zum Schreiben.»

In seinem slowenisch gefärbten Englisch legt der philosophierende Showman los. Mit schweren Themen (Auschwitz, Stalin, Hitler) geht er leichtfertig um, er zitiert Philosophen, Physiker, Politiker, ist universal gebildet, bemerkenswert an der Schweiz findet er das Raclette (wird mehrmals erwähnt) und dass eine so fortschrittliche Musterdemokratie erst so spät das Frauenstimmrecht einführte.

Als das Publikum zu Fragen aufgefordert wurde, kam vom Publizisten und Schriftsteller **Iso Camartin** eine interessante Anmerkung aus dem Auditorium. «Die Rolle des Philosophen hat sich verändert – vom mönchischen Denker zum Entertainer, Enthusiasmus versus Meditation. Sie sind ein Philosoph, der Enthusiasmus erzeugt.» Slavoj Zizek: «Ich mache mir Sorgen über das, was heute auf der Welt passiert. Ich bin pessimistisch und fürchte einen dritten Weltkrieg. Meine Aufgabe als Philosoph ist es, die Menschen zu verwirren, damit sie die richtigen Fragen stellen. Ich muss die Menschen dazu bringen, darüber nachzudenken, was passiert.» Anschliessend gab es für Zizek ein Abendessen im Hotel «Savoy» (leider ohne Raclette).



Beschwingt: Kunsthistorikerin Husslein.

Dann ging es, beschwingt von Zizeks überbordender Energie, in die «Kronenhalle». Dort sassen einige, die direkt von der Art Basel gekommen waren. Sammler **Mick Flick** an einem Tisch mit Immobilienentwickler **Samih Sawiris**, später marschierten – im Schlepptau von **Agnes Husslein**, der Kunsthistorikerin – Mäzeninnen, Sammlerinnen und aufstrebende Künstlerinnen ein, alle in erlesenen Kleidern und zum grossen Auftritt bestimmt. Zum Auftritt auf der Bühne «Kronenhalle», dem Kunsttempel mit buntgemischten Gästen als Statisten und freundlichen Kellnern, die – wie im Schlaraffenland – die köstlichsten Speisen zwischen den weissgedeckten Tischen balancierten. Ein schöner Abend in einer gut bestellten Stadt.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Individuell und grossartig

Exklusive Kinder- und Baby-Partys erreichen neue Dimensionen. Sie seien bei den oberen Zehntausend so wichtig wie die eigene Hochzeit, sagt Organisatorin Eva Hauser, 39.



Blumen aus Zucker: Baby-Party.

Exklusiv — Die schönste und vor allem teuerste Kinderparty, die ich bisher realisieren durfte, kostete weit über 100 000 Franken. Ich kreierte eine Zauberwelt mit lebendigen Tieren, mit Pflanzen, Bäumen sowie Blumen aus Zucker. In der Wasserfontäne schwammen lebende Schwäne, und die riesige Torte war als drehendes Karussell gestaltet. Die Gäste wurden per Helikopter zum Anwesen geflogen. Die engagierten Musiker und Künstler mussten ihre Pässe hinterlegen und wurden vom hauseigenen Security-Service begleitet.

Integriert — Es wurden auch schon Taufen in Hochzeitsevents integriert. Oder war es eher umgekehrt? Fast könnte dieser Eindruck entstehen, denn in Kreisen, in denen Geld keine grosse Rolle spielt, wird den Kindern heute meist ein eigener Anlass organisiert, der es punkto Opulenz und Perfektion mit der Party der Erwachsenen aufnehmen kann und diese manchmal sogar übertrifft. Für manche Menschen klingt so etwas dekadent.

Pfui Hüpfburg — Bei den Baby- und Kinderpartys liegt im Trend, was individuell, originell und grossartig ist. Ein paar Luftballons und Pappteller, aber auch Hüpfburgen, Clowns und Dior-Kleidchen sind natürlich nicht sonderlich innovativ. Im Moment sind

lebende Tiere sehr populär, etwa Ponys, Kamele, Elefanten und exotische Vögel. Kulinarisch stehen meist Themen und Mottos im Vordergrund. Gegenwärtig sind Luxus-Picknicks en vogue. Das heisst, es werden Speisen serviert, die die Kleinen mögen und die aus kostspieligen Zutaten hergestellt sind. Riesige Blumenbouquets, getupftes Designergeschirr, aber auch grandiose Dekorationselemente unterstreichen den ländlichen Rahmen. Da sich ein Gastgeber bei der Farbe nicht entscheiden konnte, bereiteten wir den ganzen Event in drei Variationen vor.

So süss — Immer noch ein Renner sind Candy-Bars: Das sind Aufbauten mit zum Beispiel handgeschnitzten Tischbeinen, auf denen die Initialen des Kindes verewigt wurden. Die speziell kreierte Süssigkeiten nehmen thematisch meist auf die Hobbys der Kinder Bezug. Öffnen die kleinen Gäste die Deckel von Dosen und Gläsern, fliegt ein Schwarm Schmetterlinge heraus, oder es erklingt ihre Lieblingsmusik. Professionelle Porträt-Fotografen gehören bei diesen Events ebenso dazu wie viele Nannys. Dass die Kinder fließend Chinesisch und Englisch sprechen, ist schon fast eine Normalität.

Spass und Bewunderung — Am grossen Tag sind auch die Mütter fast immer mit von der Partie und geniessen die Party mit einem guten Glas Wein in der Hand. Solche Kinderanlässe sind auch gesellschaftliche Ereignisse: Sich mit anderen Frauen auszutauschen, die neuen Trends zu besprechen und die Arbeit und originellen Einfälle der Gastgeberin zu bewundern, macht einfach Spass.

Grenzenlos — Als langjährige Organisatorin von superexklusiven Hochzeiten verfüge ich über die nötige Erfahrung, um sämtliche Extravaganzen umzusetzen. Grenzen sind unbeliebt und grundsätzlich auch kein Thema. Allerdings: Was wir planen und realisieren, muss das Kindeswohl gewährleisten, und auch für die Tiere muss professionell gesorgt werden. Ein Beispiel? Bei Pool-Partys ist eine geschulte Betreuung vor Ort Pflicht, ebenfalls ist es nicht schlau, eine Raubkatze in eine Kinderparty zu integrieren.

www.wedding-events.ch
Protokoll: Franziska K. Müller

Tue Gutes

Von Andreas Thiel — Am Stammtisch nach dem dritten Bier.

Pfarrer: Wir müssen etwas tun!

Dealer: Selbst bei der Mafia herrschen schon Verhältnisse wie bei der Fifa.

Lehrer: Wir stehen doch auf dem Gipfel der Entwicklung!

Historiker: Wir sind nur auf dem Gipfel der Entwicklung, die bereits hinter uns liegt. Wenn wir die Entwicklung mit einrechnen, die vor uns liegt, dann haben wir noch nicht einmal den Fuss des Berges erreicht, auf dessen Gipfel wir zu stehen glauben. Entwicklungsgeschichtlich kriechen wir wohl gerade aus einem Loch, welches sich zuunterst im tiefsten Ozeangraben befindet.

Lehrer: Unsere Väter würden sich im Grab umdrehen.

Friedhofsgärtner: Das dürfte schwierig sein. In den Urnen geht das schon viel besser. Da kann ich nachhelfen. Ich könnte unseren Vätern einmal die Woche die Schlagzeilen vorlesen und anschliessend alle Urnen umdrehen.

Pfarrer: Was tut denn die Wissenschaft?

Wissenschaftler: Wir sind gerade dabei, ein selbstlösendes Problem zu entwickeln.

Schreiner: Wie war das mit dem Paradies?

Imam: Wenn du das Problem mit den Jungfrauen meinst, kann ich dich beruhigen. Die werden nicht so schnell ausgehen. Laut Mohammed sind das nämlich immer dieselben, denn sie bleiben ewig Jungfrauen, egal, was mit ihnen geschieht.

Schreiner: Die Jungfrauen funktionieren wie so eine Art Tischlein-deck-dich?

Lehrer: Und du könntest auch mal was tun!

Taugenichts: Ich tue doch Gutes ...

Lehrer: Und was?

Taugenichts: Ich tue halt, was ich kann.

Lehrer: Und was kannst du?

Taugenichts: Ich bete.

Pfarrer: Das ist nicht viel.

Taugenichts: Aber ich kann es. Würde ich versuchen, mehr zu tun, als ich kann, würde ich Dinge tun, die ich nicht kann. Und wenn man Dinge tut, die man nicht kann, tut man nichts Gutes.



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Nagelprobe Normalität

Von Peter Ruedi



Die Qualität eines Restaurants erkennt der etwas erfahrene Gast nicht an den Finessen, sondern am *courant normal* der Beilagen, den knusprigen Pommes ohne Ölgeschmack zum Beispiel. Was ein Weinbetrieb taugt, erfährt der geneigte Trinker analog nicht anhand der prestigösen Etiketten aus Spitzenjahrgängen, sondern aus den normaleren Nischen der Produktion. Der umtriebige Meinrad C. Perler, Bauernsohn aus dem Freiburgischen, früher Bankdirektor bei der Credit Suisse und nach seinem Ausscheiden mit dem Kauf des Tenimento dell'Or in Besazio ein später Rückkehrer zu seinen agrikulturnen Wurzeln, hegt in seinem Besitz von rund zwanzig Hektaren einen ampelografischen Garten, ein Mustergelände mit über 600 Rebsorten. Den hatte ihm einst Rainer Zierock angelegt, ein inzwischen verstorbene önologisches Genie, das die Latte für Perlers jungen Betrieb hoch legte. Der hatte auch nach dem Abgang des etwas verrückten Professors immer ein feines Händchen für beste Mitarbeiter: Sacha Pelossi, Philipp Rüttimann und heute Francesco Tettamanti. Mit Zierock teilte Perler den Enthusiasmus für Vielfalt – der Grund, dass sein heutiges Angebot nicht weniger als 18 verschiedene Etiketten aus 28 verschiedenen Rebsorten umfasst. Darunter nicht wenige Cuvées, die bekanntesten: der «Sottobosco» aus Merlot, Cabernet Sauvignon, Cabernet Franc und Gamaret sowie der «Casimiro», komponiert sogar aus dreizehn verschiedenen Sorten. Für die und zwei ausgesuchte Merlot-Reserven machte sich der Ex-Banker schnell einen so guten Namen, dass er 2010 zum «Schweizer Winzer des Jahres» avancierte. Seit 2015 keltert seine Azienda Agriloro in einer neuen Kellerei auf dem Gelände von La Prella, das Perler 2002 in Genestrerio erworben hatte. Von dort stammt dieser für ihn ungewöhnlich schlichte, im Stahltank ausgebaute, unbarrikierte Merlot. Er ist, zumal aus dem schwierigen Jahr 2014, die Nagelprobe des hochdotierten Betriebs, und er besteht sie glänzend. Ein Schluck ruft mit seiner frischen Frucht dem nächsten, ein wunderbar süffiger Wein.

Tenimento La Prella Genestrerio Merlot Ticino 2014. 12,5%. Agriloro, Genestrerio. Fr. 17.20. www.agriloro.ch

Mehr Champagner!

Warum der Schaumwein oft die bessere Wahl zu vielfältigen Menüs ist als die klassische Weinbegleitung. Von David Schnapp



Aromenspektrum: Sommelier Benvenuto, Küchenchef Germann, Delamotte-Chef Depond (v.l.).

Es hat sich in der gehobenen Gastronomie eingebürgert, dass man zu Menüs mit fünf, sechs, sieben Gängen eine passende Weinbegleitung serviert. Das ist für den Gast angenehm, er muss sich nicht mit der Auswahl quälen, und für den Gastgeber ist das wirtschaftlich sinnvoll. Mein Problem: Es ist zu viel. Zu viele Aromen, zu viel Alkohol. Spätestens beim Hauptgang weiss ich nicht mehr, was ich gegessen habe, die sensorische Wahrnehmung wird stark dezimiert.

Die Lösung: mehr Champagner! Der Schaumwein, den man oft als Apérogetränk bestellt, kann aus Sicht eines Weindilettanten wie mir mehr als nur für eine kurze prickelnde Erfrischung sorgen. Natürlich muss es ein guter Champagner sein, aber dieser passt in der Regel zu den Vorspeisen, die meist aus Fisch und Krustentieren bestehen, und durchaus auch darüber hinaus: Er hat eine anregende Säure, die Chardonnay-Traube garantiert ein breites Aromenspektrum.

Vergangene Woche war ich eingeladen, Champagner von Delamotte zu trinken. Das 1760 gegründete, eher kleine Haus gehört zur Laurent-Perrier-Gruppe und wird von Didier Depond geführt. Le Président präsentierte im «Igniv by Andreas Caminada» in Bad Ragaz unter anderem den «Salon» 2004, einen Jahrgangschampagner, der nur alle paar Jahre gekeltert wird, wenn die klimatischen Bedingun-



gen exakt den strengen Vorgaben entsprechen. Die Trauben stammen aus einer einzigen Lage im Dorf Le Mesnil-sur-Oger, und die Exklusivität hat ihren Preis: Bloss 480 Flaschen werden in die Schweiz geliefert, zum Stückpreis von 495 Franken.

Küchenchef Silvio Germann servierte dazu unter anderem eine perfekt geschmorte Lammhaxe, rosa gebratenen Lammrücken und wunderbare Schmorbraten-Tortellini. Das würzige Lamm und der komplexe Schaumwein ergänzten sich erstaunlich wirkungsvoll. Nun kann man einwenden, Champagner zu diesem Preis sei nicht alltagstauglich. Das ist natürlich richtig; dafür empfiehlt sich der Blanc de Blancs von Delamotte, den Sommelier Francesco Benvenuto zu den Vorspeisen ausschenkte.

Bei einem Flaschenpreis von rund fünfzig Franken (zum Beispiel bei Globus) ist das ein legitimes gehobenes Getränk zu einem guten Essen, und das Preis-Leistungs-Verhältnis gehört zum Besten, was mir auf dem Gebiet des Champagners bekannt ist. Aus der «Igniv»-Küche gab es dazu Saibling mit Erbse und Avocado, ein ideal abgeschmecktes Kalbstatar und die besten Schweinebauch-Teigtaschen weit und breit.

Igniv im Grand Resort Bad Ragaz
Bernhard-Simon-Strasse, Bad Ragaz. Tel. 081 303 3030
Montags und dienstags geschlossen.
www.salondelamotte.com



Auto

Treuer Begleiter

Der Jeep Cherokee mag nicht bis ins Detail durchgestylt sein. Aber man muss ihn einfach mögen. *Von David Schnapp*

Drückt man den Startknopf des Jeep Cherokee mit 200-PS-Dieselmotor, vergeht eine halbe Sekunde, bevor sich das Aggregat mit dem charakteristischen, nagelnden Geräusch des Selbstzünders in Bewegung setzt. Das Nageln nimmt etwas ab, wenn der Motor seine Betriebstemperatur erreicht hat, aber beim Hochdrehen knurrt der Motor immer noch vernehmlich. Dieser etwas ungeschliffene Klang passt ganz gut zu diesem SUV, das die

Aura eines unverwüstlichen, treuen Begleiters verströmt.

Die äussere Form ist gefällig, die weit nach hinten gezogenen schmalen Tagfahrleuchten sehen lustig aus, dürften aber polarisieren. Wie überhaupt die dekonstruktivistische Idee, die Scheinwerfer auf drei horizontale Ebenen zu verteilen. Im Innenraum herrscht hingegen der Eindruck vor, dieses Auto sei praktisch unverwüstlich. Das ist zugegebenermassen nicht durchwegs elegant, erfüllt aber seine Bestimmung – wenn man von so einem geländetauglichen Familienwagen eine gewisse Robustheit erwartet. Die Materialien, die Qualität des Leders, die Gestaltung von Schaltern und Hebeln: Das alles wirkt in erster Linie zweckmässig und will auch gar nicht mehr sein als das.

Schroff, aber sympathisch

Das Auto, das mit vollem Namen Jeep Cherokee Limited 2.2 heisst, ist ein äusserst angenehmes, unkompliziertes Fahrzeug. Komfortabel rollt der Wagen ab, der Antrieb wirkt nach

Überwindung des Turbo Lochs souverän und agil, in Verbindung mit der 9-Gang-Automatik ist entspanntes Dahinrollen leicht möglich. Mit etwa 8 bis 8,5 Litern Treibstoffverbrauch im Schnitt ist dabei zu rechnen. Für einen relativ bescheidenen Aufpreis (Fr. 2500.–) bekommt man darüber hinaus angenehme technologische Möglichkeiten wie Spurhalteassistenten, adaptive Geschwindigkeitsregelung mit Stop-and-go et cetera.

Das alles kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass wir gewissermassen im Ur-SUV sitzen. Jeep gehört zu den Erfindern der Off-

Gut zu wissen: Dieses Auto würde auch mit richtig grobem Untergrund zurechtkommen.

roader, und raues Gelände ist quasi nur eine kleine Drehung mit dem «Selec-Terrain»-Regler entfernt. 60 Prozent Steigung und 48 Zentimeter Wattiefe sollen möglich sein, es gab leider aber trotz des Dauerregens keine Möglichkeit, dies einem Praxistest zu unterziehen. Aber gut zu wissen: Dieses Auto würde auch mit richtig grobem Untergrund gut zurechtkommen und ist nicht bloss eine etwas höher gelegte Lifestyle-Karosserie. Und das passt sehr schön zum dezent schroffen, aber sympathischen Gesamtauftritt des Cherokee.

Jeep Cherokee Limited 2.2 CRD AWD

Leistung: 200 PS/147 kW
Hubraum: 2184 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 204 km/h
Preis: Fr. 58 550.–, Testauto: Fr. 61 300.–





«Wenn man weiss, wie's funktioniert»: Modedesignerin Prinzessin Mafalda.

MvH trifft

Mafalda von Hessen

Von Mark van Huissing — Wie es sich als deutsche Prinzessin in Rom lebt – seit kurzem ohne italienischen Mann, dafür mit Job.

Deine Mode, sind das Stücke, die du selber kaufen würdest, oder hast du eine klare Vorstellung, wie die von dir gekleidete Frau aussehen soll?» – «Beim Design ist unsere Vision: Ich bin die Frau, die meine Kollektion kauft und trägt. Ich sag' immer: «Mafalda needs a new coat, a new dress...» Und Eric [Wright; ihr Designpartner, ein Amerikaner, hat zuvor unter anderem für Karl Lagerfeld bei Fendi gearbeitet. Er spricht kein Deutsch, sitzt dennoch während des Interviews neben ihr] sagt: «No, the woman next season needs...» – «Wie sieht's Businessplan-mässig aus? Hast du da auch eine Vision?» – «Ich habe noch einen anderen Partner, Tobias Müksch [Geschäftsführer einer Agentur für Markenentwicklung mit Büros in Köln und Zürich], der stellt unser Budget auf, unseren Businessplan, die Termine... All diese Sachen, die wichtig sind.» – «Wo siehst du deine Marke in drei Jahren?» – «Im Idealfall

möchte ich in so vielen Geschäften wie möglich [distribuiert] sein.»

Mafalda Prinzessin von Hessen – Initialen MvH – ist die Tochter von Moritz von Hessen und eine Urenkelin Viktor Emanuels III., bis 1946 König von Italien. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie auf einem Landgut in Schleswig-Holstein, seit über 25 Jahren lebt sie in Rom. In der *Welt* stand, sie sei mit dem Stilgen zur Welt gekommen und bei Bunte.de wird sie als «schönste europäische Adelige» beschrieben. Zurzeit schliesst sie die Kollektion für Frühling und Sommer 2017 ab, es handelt sich dabei um die dritte Kollektion ihrer jungen Modemarke mit Namen «Mafalda von Hessen»; die Kleidung für Damen – «alltags-tauglicher Luxus», *Faz.net* – wird in Italien und Frankreich hergestellt. Ich bin bekannt mit ihrem ersten Ehemann, Enrico Graf Cinzano – sie heiratete später noch zweimal, jeweils Männer aus Italiens guter Gesellschaft,

und hat vier Kinder –, ferner arbeite ich gelegentlich mit ihrem neuen Partner Rolf Sachs zusammen.

«Wie wichtig ist für dich respektive deine Kundin die Funktionalität? Oder geht es nur drum, chic auszusehen?» – «Nein, ich versuche, Mode zu entwerfen, die man den ganzen Tag durch tragen kann. So wie jetzt bin ich wahrscheinlich auch heut Abend angezogen [sie trägt rote, weite Dreiviertelhosen aus Baumwolle, von ihrer Marke, dazu Sportschuhe, ein T-Shirt und darüber ein Top von Zara], und wenn ich ein Abendessen hätte, würd' ich nur die Schuhe tauschen und mir die Haare kämmen.» – «Was ist mit der alten Behauptung, funktional sei das Gegenteil von sexy?» – «Nein, finde ich nicht, gerade das ist doch eine Herausforderung. Darin sind zum Beispiel die Italiener gut – denk nur an die *coach jackets*, Kutscherjacken, die wurden in die Mode von heute übernommen.»

«Wie lebt sich's in Rom, wo vieles nicht funktioniert, als Deutsche?» – «Das ist alles nur Organisationssache, man kann sich akklimatisieren, und wenn man weiss, wie's funktioniert, dann funktioniert's. In der Schweiz kann man vertrauen, hier muss man *double* checken. Aber es gibt auch viele Leute, gerade in der Mode, die präzise arbeiten, sonst hätten sie keinen Job mehr. Und die Lebensqualität ist unbestritten hoch, guck mal, wo wir arbeiten – ist es nicht wunderschön hier [das Gespräch fand statt in ihrem Anwesen im Zentrum von Rom; das Land hatte König Viktor Emanuel III. ihrer Grossmutter geschenkt, die in den 1920er Jahren dort das Haus bauen liess, in dem Mafalda mit zwei ihrer Kinder lebt und wo sie arbeitet]?» – «Du bist bei deinen Eltern auf einem Gut in Schleswig-Holstein aufgewachsen – was bist du mehr, eine Deutsche oder ein Mädchen vom Land?» – «Von beidem ein bisschen. Mein Akzent ist so stark – wie könnt' ich verleugnen, dass ich Deutsche bin? Und *the country pumpkin* [etwa «Landei», sie hat als junge Frau auch in New York gewohnt]: Ich liebe Gartenarbeit, liebe meine Hunde, ich gehe in die Natur, das sieht man auch in unseren Kollektionen, das macht uns interessant.» – «Was hat sich verändert, seit du nicht mehr mit einem Römer zusammen bist [Ferdinando Brachetti Peretti, ein Graf und Präsident eines italienischen Energie-Unternehmens] – wirst du in Rom noch eingeladen?» – «Zuerst mal ist es in jedem Land unangenehm für eine Frau, wenn sie sich vom Partner trennt, das hat nichts mit mir zu tun, die *society* muss sich zuerst daran gewöhnen, das ist ein Transformationsprozess, der dauert eine Weile, aber dann ist alles wieder okay. Die Römer haben mich akzeptiert als das, was ich bin, sie sehen mich nicht als Fremde.»

Ihr liebstes Restaurant: Pierluigi, Piazza de' Ricci, 144, Rom, +39 06 686 8717

1		2		3	4	5	6	7		8	9	10
				11							12	
13	14		15			16		17		18		
19					20							
			21							22		
23		24					25					
26					27				28		29	
30				31			32		33			
34				35			36			37		38
39						40				41		
				42				43				
	44					45				46		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Makabre Weissagung

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Zwei Basler: der jüngere singt, der ältere macht Politik. 5 Der Berner Berg mit Aussicht vom Fernsehturm. 11 Mailand, wie es Fussballfans mögen. 12 Wildrind ohne Anfang und Ende. 13 Sich fürchten, und was daraus auch werden kann. 16 Sie hilft, Nebenwirkungen ev. inklusive. 19 Sie sind stolz auf Bernhard Russi, ist er doch einer von ihnen. 20 Die religiöse ... in Freiburg als grösste der Schweiz. 21 Auch sie gehören zu den Pueblo-Indianern. 22 Heraldiker kennen sie als gemeine Figur. 23 Indonesien: grösste Stadt der gleichnamigen Insel. 25 Asiatisch: Schrift, Sprache, Volk. 26 Kein Könnler, aber er kann noch staunen. 27 Nachfolger Mohammeds, wie ihn Moslems kennen. 28 Vorausgesetzt dass, ist es dann das. 30 War mal als Sporkel oder Taumond bekannt. 32 Amerikanisches Reportermagazin, hatte das Leben zum Motto. 34 Damit wird signalisiert, dass die Wende beim Segeln beginnt. 35 Jogi Löw war spätestens nach der WM einer. 39 Mag der Druckfehlerteufel sie verursacht haben. 40 Da ist immerhin mehr als die Hälfte inklusive. 41 Erst aus ihr entsteht ein echter Barolowein. 42 Unverfälschter Klang, z. B. mit Gesang. 43 Frage der Jugend: Warum sind sie so langweilig? 44 Sie liebt den Wald und klettert gerne. 45 Für Adam war sie eine unbekannte Grösse. 46 Der Redaktor gibt sich nur ansatzweise zu erkennen.

Senkrecht — 1 Kein Sir, aber so eine Art indisches Pendant. 2 Nikolaus gemahnt an Hirten, war aber gewitzter Banker. 3 Beide aus Syrakus, der I. ein Tyrann, der II. ein König. 4 Der Malojapass gibt ihn frei. 5 Comedy-Webserie mit vier Geeks aus dem Silikon-Valley. 6 Auch aus Anis, doch kein Patis, der levantinische Verwandte. 7 Ein Schalk und mehr, 700 Jahre ist's her. 8 Schöne Liebesbeziehung, Paco de Lucía und sie. 9 Arvo Pärt ist einer von rund 1,3 Millionen. 10 Kein Tier muss augenfällig werdendes Virus fürchten. 14 Erfolgreiches Volk in Vorderasien, 4000 Jahre ist es her. 15 Ohren eines Raubtiers, so der Jäger. 17 Bei den Vögeln assoziiert man Lesestoff und Hausschuhe. 18 Ein Meister der Musik spielte sie wohl hundertfach. 20 War ein singender Barbier, wie wir seit Rossini wissen. 23 Der Nummer III aus Dürrenmatts *Der Besuch der alten Dame*. 24 Nagetier? Nein, süsse appenzellische Spezialität. 25 Ein Heiliger, der Schutzpatron der Franken, falls man noch ein a einfügt. 27 Schlagen und Stossen als Kampfkunst. 29 Nevers als Präfektur jenes Départements (F). 31 Der Sumpf: typisch Sinclair. 33 Obwohl keine Schwimmer, sind sie plötzlich auf und davon. 36 Was aus Marina und Wilhelmine geworden ist. 37 Ein Raum ohne sie - sinnlos. 38 Die Begrenzung kommt einer Einheit gleich.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 472

M		A	A	H	N	E	N			E					
P	A	S	A	D	E	N	A	T		G	O	N	G		
R	U	E	B	E		L	A	V	A	L	E	T	T	A	
O	R	L	Y		V	E	G	E	T	A	R	I	E	R	
V		E	S	S	E	G	T		T	A	T		E		
R	N	S		R	E	G	E	N	Z	E	I	T			
Z	I	O	I		T	R	A	R	A		U	S	F	R	
E	L	S	A			G	A	N	G	S		N			
M	I	O		H	E	R	A	N		E	C	H	S	E	
A	N	G	E		I	N	R	E		I	N	I	F	I	T
N		L		E	O	S	I	N		R		E	D	O	
U	N	E	I	N	S		N		W	E	H	R	F	N	

Waagrecht — 3 AHNEN 7 PASADENA 10 GONG
 13 RUEBE 14 LAVALETTA (La V.) 17 ORLY
 18 VEGETARIER 19 ESSEG (dt. Name f. Osijek)
 20 TAT 21 RNS (kurz für Ribonukleinsäure)
 22 REGENZEIT 26 ZHOU 27 TRARA (aus dem Lied von der Post) 28 USER 29 ELSA (Alse)
 31 GANGS 33 MIO 34 HERAN 36 ECHSE
 39 ANGELN 40 REINHEIT 41 EOSIN 42 EDO (früherer Name von Tokio) 43 UNEINS
 44 WEHREN

Senkrecht — 1 MAUR 2 ADE 3 ANLEGER 4 (Den)
 HAAG 5 ETAT 6 ENTE 7 PROV 8 SELENOLOGIE (Mondforschung) 9 ABYSSUS 10 GERAEUSCH 11 OTITIS (Ohrentzündung) 12 GARE (franz. für Bahnhof) 15 VETERANEN 16 LATZ 18 VERT (franz. f. Grün) 21 RHEIN 23 GAGARIN 24 NAN 25 TENSIDE 30 AHLEN 32 GENRE 33 MANU 35 ENOS 37 HEER 38 ETON (Note)

Lösungswort — **AHNENGALERIE**



EMS
 WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
 erfolgreich in den Geschäftsbereichen
 Hochleistungspolymere
 Spezialchemikalien



ROLEX

DIE DAY-DATE 40

Die Statusuhr par excellence und weltweit das Symbol für Prestige, neu interpretiert mit modernisiertem Design und einem mechanischen Manufakturwerk der neuen Generation. Sie zählt nicht nur die Zeit. Sie erzählt Zeitgeschichte.



OYSTER PERPETUAL DAY-DATE 40
IN 18 K. WEISSGOLD

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel +41 (0)43 344 63 63
beyer-ch.com